



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 16, Nr. 9 September 15, 1963

Köln: Bund-Verlag, September 15, 1963

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

Köln, 15. September 1963 · 16. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

Foto: Udo Hoffmann



Krieg als Spaziergang

Am Antikriegstag, am 1. September, gedachten viele junge und erwachsene Menschen des Kriegsbeginns und der vielen Toten, die der zweite Weltkrieg forderte. Diese Toten mahnen uns, das Gespenst des Krieges für immer aus dem Leben der Völker zu verbannen.

Solche Gedanken scheinen jedoch jenen Redakteuren fremd zu sein, welche in den Dreigroschenheften den Krieg „schildern“. Es gibt leider viel zu viele solcher Hefte bei uns in der Bundesrepublik. Allein ein Verlag liefert im Monat 500000 Stück davon aus. Hier wird der Krieg als buntes und interessantes Abenteuer geschildert und jeder der nicht „dabeigewesen“, müßte eigentlich vor Neid und Wut erblassen und sich geloben, beim nächsten Mal aber ganz bestimmt mitzumachen. Nichts finden wir in diesen Dreigroschenromanen von Todesangst und Todesqualen, von Blut und Tränen und von Schmutz und Gemeinheit. Der Feind wird natürlich stets dargestellt als ein wilder, kulturloser Geselle, der Frauen und Mädchen schändet und Kinder vergewaltigt. Natürlich ist nichts zu lesen über die Untaten der Waffen SS und der „deutschen Befreier“ in den von den nazistischen Truppen überfallenen Gebieten. Das Töten wird mit Worten umschrieben, wie sie besser das Reichspropagandaministerium nicht mehr hätte wählen können. Hier nur eine kleine Kostprobe davon: „Gib ihm eine in die Fresse“, „Tritt ihm eins vors Maul“, „Der nächste Herr, die nächste Dame“, „Klatsch ihn runter“ und so könnte man diese Liste weiterführen.

Diese Geschichten sind bei jedem Kiosk zu erhalten und in Westberlin sogar etwas billiger, denn dort ist ja Notstandsgebiet. Vielleicht sollen diese „netten Schilderungen“ einige übereifrige Haudegen ermuntern Sprengstoff in die Mauerritzen in Berlin zu stecken. Und weil solche Geschichten ja für die Verständigung und den Frieden so gut sein sollen, spricht man darin hauptsächlich Jugendliche an. Und die jugendlichen Leser warten gespannt auf die nächste Nummer des Romans, in der dann der Feldwebel „ins Gras beißen wird“. Diese Geschichten also müssen den Krieg als einen netten Spaziergang erscheinen lassen, den Soldatenberuf als einen wahrhaften „Beruf voller Berufe“ (vom Schlosser bis zum Metzger). Und so etwas 18 Jahre nach Kriegsende, in deren Verlauf noch nicht einmal alle Wunden verheilt sind. Man fragt sich mit Recht, warum der Staat und die Regierung offiziell nichts gegen solche Verleger unternimmt. Ja, warum wohl?

Joachim Biedermann

DGB Jugend Mannheim

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf.

Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881.

„aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden.

Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.

In Sachen Eigentum

Im Entwurf des neuen Grundsatzprogramms des DGB heißt es in den wirtschaftlichen Grundsätzen: „Eines der charakteristischen Merkmale der modernen Industrielwelt ist der fortschreitende Konzentrationsprozeß in der Wirtschaft, der in den Großunternehmen und Unternehmensgruppen zu einer Machtzusammenballung ungewöhnlichen Ausmaßes führt. Damit wächst die Gefahr des Mißbrauchs wirtschaftlicher Macht – zu wirtschaftlichen, aber auch politischen Zwecken – ständig!“ An einer anderen Stelle wird zur Kontrolle dieses Machtmißbrauchs gefordert: „die Überführung von Schlüsselindustrien und anderen markt- und wirtschaftsbeherrschenden Unternehmungen in Gemeineigentum.“ Die Überführung der Schlüsselindustrien in Gemeineigentum ist keine Methode der Kontrolle wirtschaftlicher Macht und darf daher auch nicht im DGB-Grundsatzprogramm zu einer „Methode“ zur Kontrolle der wirtschaftlichen Macht herabgesetzt werden. Die Überführung der Schlüsselindustrien in Gemeineigentum ist und bleibt nach wie vor eine Grundsatzforderung der Gewerkschaften. Da, wie nachweislich festgestellt werden kann, die wirtschaftliche und politische Macht der Großunternehmen und Unternehmensgruppen in der Bundesrepublik gestiegen ist, ist auch die gewerkschaftliche Bedeutung dieser Grundsatzforderung enorm gewachsen. Dieser Bedeutung kann man nur dann gerecht werden, wenn man die Forderung nach Überführung der Schlüsselindustrien im neuen Grundsatzprogramm viel stärker hervorhebt. So ist zu bemängeln, daß diese Grundsatzforderung in der Präambel des Grundsatzprogramms keinen Niederschlag findet.

In Sachen Abrüstung

Um die Sache nicht allzu kompliziert zu machen, möchte ich mich mit einem Absatz der Präambel beschäftigen, in dem es u. a. heißt: „Grundlage für den sozialen Fortschritt und die soziale Sicherheit in allen Teilen der Welt ist die Erhaltung des Friedens.“ Eine Feststellung, deren Richtigkeit kaum jemand ernsthaft bezweifeln kann. Klar, daß das wichtigste Problem die Erhaltung des Friedens ist.

Zu allgemein formuliert scheint mir hingegen der nächste Satz zu sein, der da heißt:

„Die Gewerkschaften fordern die Ächtung aller Atomwaffen und aller sonstigen Massenvernichtungsmittel sowie die allgemeine und kontrollierte Abrüstung.“

Natürlich ist das richtig, aber mir ist das nicht konsequent genug.

Begrüßenswert für alle DGB-Mitglieder dürfte aus diesem Grunde das Moskauer Abkommen über den Atomteststopp gewesen sein. Ist es doch mit den Gewerkschaften zu verdanken, daß es zu diesem positiven Ergebnis kam. Es stellt in der Tat einen ersten Schritt auf dem Wege zur Abrüstung dar.

Wie will man zu einer Entspannung und zum Frieden kommen, wenn man in Bonn immer noch nicht kapiert hat, daß „Kalter Krieg“ und Gewaltlösungen keine Erfolge bringen?

Meiner Meinung nach zu Recht heißt es im „Appell an alle, die guten Willens sind“, beschlossenen auf dem 6. DGB-Bundeskongreß:

„... Gewalt als Mittel der Politik hat in der Welt nichts zu suchen.“ Und: „... Der Bundeskongreß erwartet von der Bundesregierung und den politischen Parteien der Bundesrepublik eigene Abrüstungsinitiativen und den

Otto Brenner sagte in diesem Zusammenhang in seiner Rede „Die Gewerkschaften in Staat und Gesellschaft“: „Was wir wollen ist eine Verbesserung der Grundsätze und keine Verwässerung. Die Neuformulierung des Grundsatzprogramms, die auf Grund der gewonnenen Erfahrungen notwendig ist, darf nicht bedeuten, daß wir uns Illusionen hingeben und den Blick für das verlieren, was sich tatsächlich in unserer Wirtschaft abspielt. Auf keinen Fall darf die Bedeutung des Gemeineigentums und der gemeinwirtschaftlichen Formen für die notwendige öffentliche Kontrolle wirtschaftlicher Macht im neuen Programm außer acht gelassen werden.“

Ausgehend von der immer stärker werdenden Machtkonzentration und der damit verbundenen wirtschaftlichen und politischen Machtbildung der Großunternehmen und Unternehmensgruppen ist es erforderlich, in der Präambel des Grundsatzprogramms zum Ausdruck zu bringen, daß es das Ziel der Gewerkschaften neben der Forderung nach Ausweitung der Mitbestimmung sein muß, die Schlüsselindustrien (Bergbau-, Eisen- und Stahlindustrie, Großchemie, Energiewirtschaft, wichtigsten Verkehrseinrichtungen) und andere markt- und wirtschaftsbeherrschenden Unternehmungen (Großbanken) in Gemeineigentum zu überführen. Die Verwirklichung dieser Forderung würde zur Demokratisierung der gesamten Wirtschaft beitragen.

Werner Maletz

IG Metall

Verzicht auf die atomare Ausrüstung der Bundeswehr...“ Genau richtig! Der DGB kann sich nicht damit zufrieden geben, allgemeine Forderungen aufzustellen. Er muß zeigen, wie man sie verwirklichen kann und was man tun muß. Gerade das unterscheidet doch den DGB von der Bundesregierung. Konsequenterweise muß dies in der Präambel Berücksichtigung finden.

Um deutlicher zu werden, schlage ich vor, anfangs zitierten Absatz wie folgt neu zu formulieren:

„Grundlage für den sozialen Fortschritt und die soziale Sicherheit in allen Teilen der Welt ist die Erhaltung des Friedens. Gewalt als Mittel der Politik hat in der Welt nichts zu suchen. Die Gewerkschaften fordern die Ächtung aller Atomwaffen und aller sonstigen Massenvernichtungsmittel sowie die allgemeine und kontrollierte Abrüstung. Darüber hinaus erwartet der DGB von der Bundesregierung und den politischen Parteien der Bundesrepublik eigene Abrüstungsinitiativen und den Verzicht auf atomare Ausrüstung der Bundeswehr.“

Wird dieser Absatz so ergänzt, stellt dieser Teil der Präambel eine konkrete und abgerundete Sache mit einer klaren Zielsetzung dar. Und das wollen wir doch – oder?

Abschließend möchte ich wünschen, daß sich alle Mitglieder an der Diskussion beteiligen. Die Zeit ist knapp, aber je mehr mitmachen, desto besser wird das Ergebnis: Unser neues Grundsatzprogramm! Im übrigen bin ich gespannt, ob und welche anderen Meinungen es zu diesem Beitrag geben wird.

Rolf Priemer



Hermann Beermann 60 Jahre

Der stellvertretende Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes und Leiter der Abteilung Sozialpolitik, Hermann Beermann, wurde am 28. August 1963 60 Jahre alt. Beermann erlernte den Beruf eines Modelltischlers. Bereits als 16jähriger trat er dem Deutschen Holzarbeiterverband bei. Aktive politische Arbeit leistete Beermann in der SPD und im ISK (Internationaler Sozialistischer Kampfbund).

Die Zerschlagung der Arbeiterbewegung und das Verbot der Gewerkschaften durch das Naziregime im Jahre 1933 hinderten Beermann nicht daran, auch weiterhin für die großen Ziele der Arbeiterbewegung tätig zu sein. Er und viele Gleichgesinnte bauten unter ständiger Gefährdung illegale Widerstandsgruppen auf. Im Jahre 1938 wurde gegen ihn ein Hochverratsprozeß angestrengt. Er wurde zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt und unter Polizeiaufsicht gestellt.

Ab 1945 war Beermann Mitvorsitzender der Gewerkschaftsbewegung in Niedersachsen, 1947 wurde er zum Vorsitzenden des DGB-Landesbezirkes Niedersachsen und Bremen gewählt und auf allen weiteren Landesbezirkskonferenzen in diesem Amt bestätigt. Im Jahre 1956 erfolgte seine Wahl zum Mitglied des Geschäftsführenden Bundesvorstandes des DGB. 1962 wurde er zum stellvertretenden Vorsitzenden des DGB gewählt.

Der Schaffung von Arbeitsplätzen als eine der dringendsten Aufgaben der ersten Nachkriegsjahre galt das besondere Bemühen von Hermann Beermann. Intensiv hat er sich gemeinsam mit anderen Gewerkschaftern für den Wiederaufbau der Hüttenwerke Salzgitter und Peine eingesetzt.

Ab 1953 war er Vorsitzender des Verwaltungsrates der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung in Nürnberg. Seit 1957 ist er Vorsitzender des Vorstandes dieser Bundesanstalt. Darüber hinaus war Beermann maßgebend an den gewerkschaftlichen Stellungnahmen zu wichtigen sozialpolitischen Gesetzen beteiligt und trug wesentlich zu dem gewerkschaftlichen Aktionsprogramm sowie einer neuen umfassenden Konzeption gewerkschaftlicher Sozialpolitik bei.

1958 wurde er Mitglied des Wirtschafts- und Sozialausschusses der EWG sowie seiner sozialpolitischen Unterausschüsse in Brüssel und 1962 Mitglied des Verwaltungsrates des Internationalen Arbeitsamtes in Genf.

„aufwärts“ wünscht dem Geburtstagskind weiterhin Kraft und Gesundheit.

Nur keine Halbheiten

Von Felix Kempf

In Bonn, der provisorischen Bundeshauptstadt, beginnt wieder das politische Leben, das allerdings auf Grund der Chruschtschowschen Schachzüge in diesem Jahr nie ganz zum Erliegen gekommen ist. Die Bundestagsabgeordneten und Minister kehren aus dem Urlaub zurück – die Gesetzesmaschine setzt sich, hoffentlich mit weniger Sand im Getriebe, wieder in Bewegung. Für die arbeitende Jugend ist von Interesse, was dabei für sie herauskommt; ob analog dem Wort „provisorisch“ vor Bundeshauptstadt auch provisorische Gesetze geschaffen werden oder – was wirklich erforderlich wäre – endlich dauerhafte Lösungen, die den Erfordernissen unserer Zeit Rechnung tragen.

Der freie Samstag

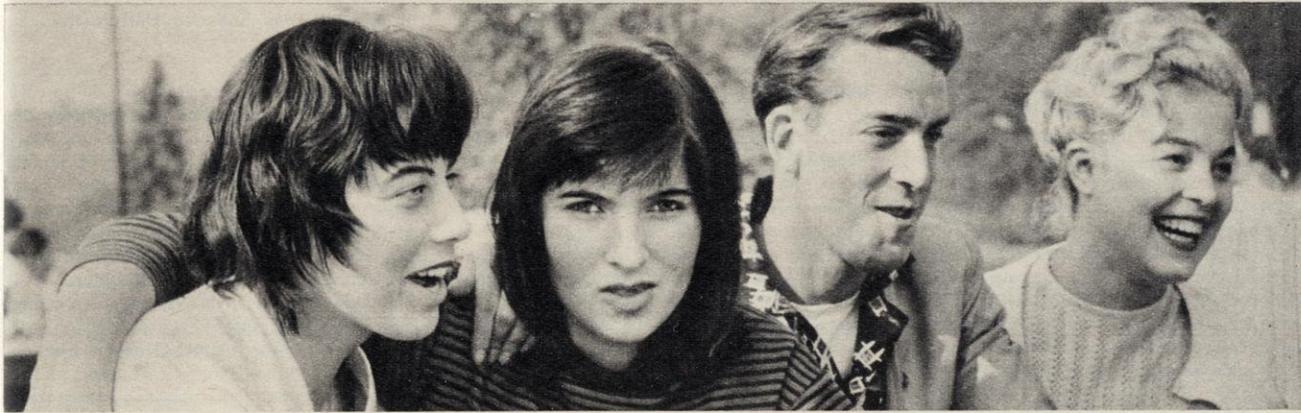
Wenn nicht alle Zeichen trügen, wird der Bundestag in der Frage Jugendarbeitsschutz nochmals die Initiative ergreifen. Hierzu besteht wegen des Urteils des Bundesarbeitsgerichtes vom 12. Oktober 1962 zur Samstagarbeit der Jugendlichen Grund genug. In diesem recht

nach wie vor nicht bereit ist, die 40-Stunden-Woche generell für alle Jugendlichen bis zum 18. Lebensjahr festzulegen. Nach einem Presseudienst aber – welche Verkehrung der Zuständigkeiten – bezeichnete der Ex-Präsident des Bundesarbeitsgerichtes Professor Nipperdey vor den Arbeitgebern dieses Vorgehen als zweifelhaften politischen Stil. Wer hier allerdings einen zweifelhaften politischen Stil entwickelt, dürfte für jeden aufrechten Demokraten, der Wert legt auf die im Grundgesetz verankerte Gewaltenteilung zwischen Gesetzgeber und Gerichten, offensichtlich sein. Nichtsdestotrotz hört man auch aus der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, daß die Arbeitnehmergruppe in gleichem Sinne wie die SPD-Bundestagsfraktion tätig geworden ist. Es müßte eigentlich angenommen werden, daß die gesamte Fraktion die Initiative unterstützt. Schließlich handelt es sich darum, den gerade von ihr veranlaßten Kompromiß in der Frage der Arbeitszeit nun auch gegenüber dem Bundesarbeitsgericht durchzusetzen. Sie sollte sich davon nicht abhalten lassen, obwohl

Foto: Sulzmann

wiederholen in schlechterer Form den ersten Teil und sind im Grunde so überflüssig wie nur etwas. Die Zuständigkeiten werden geregelt, wie gehabt. Das bedeutet, daß letzten Endes die Arbeitgeber allein zu entscheiden haben, was geschieht – oder besser, was nicht geschieht. Von einer wirklichen paritätischen Mitwirkung der Arbeitnehmer durch die Gewerkschaften, die allein in der Lage wären, die gerade von Bonn gepriesene Partnerschaft zu verwirklichen, ist mit keinem Wort die Rede. Wirklich ein unansehnliches Stück, das die Bonner Ministerialküche lieber nicht dem Parlament und den Arbeitnehmern servieren sollte. Statt dessen sollten sie ihre Bemühungen darauf verwenden, den ersten Teil des Entwurfes zu einem umfassenden und einheitlichen Berufsausbildungsgesetz entsprechend den Vorschlägen der Gewerkschaften auszubauen.

Endlich allgemeine Ausbildungsbeihilfen? Besser scheint sich schon der Referententwurf eines Ausbildungsbeihilfengesetzes



eigenartigen Urteil vertrat das BAG die Auffassung, daß trotz des § 10, Absatz 4, Jugendarbeitsschutzgesetz, der bestimmt, daß die Arbeitszeit der Jugendlichen täglich und wöchentlich die übliche Arbeitszeit der Erwachsenen nicht überschreiten darf, die Jugendlichen über 16 Jahre auch dann samstags beschäftigt werden dürfen, wenn die Erwachsenen an diesem Tag arbeitsfrei haben. Anscheinend hat sich das BAG der fast sophistisch anmutenden Auffassung von Professor Dietz angeschlossen, der behauptet, die Arbeit Jugendlicher an Samstagen würde die Arbeitszeit der Erwachsenen gar nicht überschreiten, wenn letztere an diesem Tag überhaupt keine Arbeit leisten, sondern arbeitsfrei haben. Was nicht vorhanden ist, könne nicht überschritten werden. Eine recht drollige Auffassung, wenn man bedenkt, daß demnach 4 Stunden Arbeit nicht mehr als 0 Stunden Arbeit sei, wohl aber mehr als eine halbe Stunde Arbeit. Damit nicht genug, bezweifelt das BAG überhaupt die schutzrechtliche Bedeutung der 5-Tage-Woche für die Jugendlichen.

Nun, Professor Herschel, zuständiger Mann des Bundesarbeitsministeriums bei der Geburt des Gesetzes, sparte auch keineswegs mit seiner Kritik an dem Urteil. Er stellt in einer Fachzeitschrift schlicht fest, das Bundesarbeitsgericht habe seine Kompetenzen überschritten und durch das Urteil das Jugendarbeitsschutzgesetz abgeändert. Wohl einer der schlimmsten Vorwürfe, die man einem Gericht überhaupt machen kann – besonders, wenn man bedenkt, daß es sich hier um den Schutz der Jugend als eines der wertvollsten Güter unseres Volkes handelt.

Inzwischen hat die SPD-Bundestagsfraktion die Initiative ergriffen und bereits vor den Parlamentsferien einen Antrag auf Änderung des § 10, Absatz 4, JArbSchG eingebracht. Der Antrag versucht in einer wohl auch für das BAG eindeutigen Weise, zumindest den Zustand vor dem Urteil wieder herbeizuführen, wenn schon die Mehrheit des Bundestages

das Handwerk bereits wieder Zeter und Mordio schreit und der „Lehrlingswart“ die Arbeitnehmergruppe der CDU als Sozialromantiker bezeichnet. Jugendarbeitsschutz hat mit Sozialromantik nichts zu tun, das sollte endlich auch das Handwerk erkennen. Schließlich ist es nicht mehr als recht und billig, den Jugendlichen einen freien Samstag zumindest dann zu sichern, wenn auch die Erwachsenen arbeitsfrei haben – einen freien Samstag, den die Jugendlichen nicht nur für die Erholung, sondern auch für die „freiwillige“ allgemeine und politische Bildung und Betätigung dringend benötigen.

Schwacher Schimmer am Horizont

Als schwacher Schimmer am Horizont zeigen sich auch die Konturen eines Berufsausbildungsgesetzes, dessen Vorlage der Bundestag einmütig schon für Anfang dieses Jahres von der Bundesregierung verlangt hat. Nun, der Termin wurde, wie wir wissen, nicht eingehalten. Aber auch die Konturen des neuen Gesetzentwurfes, der als Gemeinschaftsarbeit vom Bundesarbeits- und Bundeswirtschaftsministerium zusammengebaut wird, scheinen reichlich rissig und verfahren zu sein. Wie man hört, soll es einen ersten Teil aus der Küche des Bundesarbeitsministeriums geben. Im Sprachgebrauch, Aufbau und in der Konzeption recht praktikabel, wenn auch mit offensichtlichen Lücken behaftet. Die Hauptlücke dürfte darin bestehen, daß nach wie vor praktisch jeder Betrieb Lehrlinge annehmen darf. Dabei pfeifen es die Satzen von den Dächern, daß eine grundlegende Verbesserung der Berufsausbildung nur erreicht werden kann, wenn künftig nur anerkannte und überprüfte Ausbildungsbetriebe, die in jeder Hinsicht die Garantie für eine gute Berufsausbildung bieten, Jugendliche ausbilden dürfen. Der zweite und dritte Teil aus der Küche des Bundeswirtschaftsministeriums sehen nichts anderes als eine Änderung der Gewerbeordnung und der Handwerksordnung vor. Sie

auszumachen, das den Jugendlichen möglichst gleiche Startchancen für den beruflichen Aufstieg sichern soll. Ob der Entwurf allerdings dieses Ziel erreicht, muß bezweifelt werden.

Sieht man die Förderung der Lehrausbildung im Grunde für jeden geeigneten Jugendlichen vor, so will man den Besuch der weiterführenden Schulen nur dann fördern, wenn eine „überdurchschnittliche“ Leistung vorliegt. Gerade dieses Auslese-Prinzip dürfte jedoch dem Ziel des Gesetzes entgegenstehen, „jede“ Begabung „entsprechend“ zu fördern. Einem Drei-Klassen-System ähnlich – wird die Festlegung der Eigenleistung der Familien vorgenommen. Bei den Lehrlingen wird sie an die Regelsätze der Sozialhilfe – sprich Fürsorge – angelehnt, wenn auch mit entsprechend erhöhten Sätzen. Aber selbst diese Sätze liegen weit unter dem Durchschnitt der derzeitigen Familieneinkommen in der Bundesrepublik und laufen auf eine Bedürftigenförderung hinaus, was im Grunde niemand will. Den Besuch von Fachschulen glaubt man nicht mit dem Geruch der Fürsorge belasten zu können und sieht Pauschalsätze vor. Der Besuch der Universitäten wird völlig aus dem Gesetz angenommen und soll wohl der bisherigen Regelung überlassen bleiben. Weshalb, so fragt man sich nur, soll ein derartiges Drei-Klassen-System geschaffen werden, das mit nichts, aber auch gar nichts sachlich zu begründen ist.

Auch mit der Finanzierung hat man es sich leicht gemacht. Die Mittel sollen die Länder und die Arbeitslosenversicherung aufbringen. Ob die Länder und die Versicherten damit einverstanden sind, muß sehr bezweifelt werden. Alles in allem wenig erfreuliche Lichtblicke für die Jugend – höchstens einige Ansätze. Dabei sollte es sich doch herumgesprochen haben, daß die Zeit für Halbheiten vorbei ist. Hoffentlich wird dies auch in Bonn erkannt, bevor es endgültig zu spät ist.

Gegen die Landsknechte

In unserer Bundesrepublik wird nur allzu gern vergessen, daß es die jungen Männer sind, die ein wirkliches Opfer bringen, denn sie müssen, ob sie wollen oder nicht, 18 Monate ihres jungen Lebens – die sie gewiß freier und besser verbringen könnten – in die Kaserne. Vom materiellen Opfer abgesehen, müssen sie im Ernstfall auch bereit sein – wovon sie und uns alle ein gnädiges Geschick bewahren möge –, das Grauen eines Krieges auf sich zu nehmen und eventuell ihr junges Leben zu verlieren. Sie kommen aus Berufen, in denen sie meist wertvolle und nützliche Dinge herstellen, in eine „Schule“, in der sie das eventuelle Vernichten von Gütern und Menschen erlernen müssen. Dieses aufgezungene Schicksal teilen sie mit den jungen Menschen fast aller Länder der Erde.

Es ist schon oft darüber geklagt worden, daß den jungen Menschen ihr Opfer nicht honoriert wird, weil sie nicht selten statt als Bürger in Uniform als Menschen betrachtet werden, denen das Rückgrat gebrochen werden muß. Der Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestages, Heye, mußte bei vielen Truppenbesuchen feststellen, daß ein schockierend rüder Ton auf den Kasernenhöfen herrscht. Das war noch vor dem 25. Juli, an dem der 19jährige Rekrut Gerd Trimborn aus Köln nach einem 15-Kilometer-„Gewöhnungsmarsch“ in brütender Mittagshitze zusammenbrach und sieben Tage später starb, an dem ein anderer Rekrut des Zuges, der vor dem Zusammenbruch stand, plötzlich den Lauf des Gewehres seines Ausbilders im Rücken spürte, mit dem er vorangetrieben wurde, das war noch vor der Zeit, als betrunkene Ausbilder Nebelkerzen und Tränengas unter „Bürger in Uniform“ warfen und damit verschiedene Soldaten lazarettfähig machten.

Hier soll nicht verallgemeinert werden, aber die Vorfälle – es sind ja nur einige, die bekannt wurden – deuten darauf hin, daß die unmenschlichen Methoden der Himmelstöße und Platzeks auch in der Bundeswehr noch ihre Vertreter haben. Geht es so weiter, dann sollte man den jungen Menschen, die in die Bundeswehr einrücken, gleich am Kasernentor sagen: Der du hier einkehrst, laß' alle Hoffnung fahren! Gib deine Menschenrechte schon vorher ab!

Das mit dem „Bürger in Uniform“, das ist gut für Sonntagsreden. Denn da macht es sich ganz schön.

Hier, bei uns, herrschen andere Sitten! Hier herrscht der Ton der Landsknechte! Nur zu oft, zuletzt von unserem Verteidigungsminister, wird größere Härte bei der Ausbildung der jungen Soldaten gefordert. Ob man sich auch einmahl darüber klar wird, daß man damit den Landsknechtstypen in der Bundeswehr nur einen Dienst erweist?

Härte?

Ja!

Aber nicht gegen die jungen Menschen, sondern gegen die, die junge Bürger nur als Menschenmaterial betrachten.

Alle Härte gegen sie!

Hans Dohrenbusch

Jugend in Frankreich



Mit dem Begriff „Jugend“ wird, wie bekannt ist, reichlich viel Unfug getrieben: „die“ Jugend, so hört man, in Frankreich wie anderswo, sei vernünftig oder unvernünftig, politisch oder unpolitisch, und man könnte die Qualifikationen, die auf keiner ernststen Untersuchung, sondern nur auf flüchtigen Eindrücken beruhen, ins Unendliche verlängern.

Versuchen wir, was Frankreich betrifft, nicht in die Falle oberflächlicher Verallgemeinerungen zu gehen, und halten wir uns an einige Tatsachen. Und zunächst eine Feststellung: Frankreich, das, infolge der geringen Geburtenziffern, vor dem ersten Weltkrieg sowie zwischen den beiden Weltkriegen ein „Land der Alten“ war (vier Millionen alte Männer und Frauen leben im Jahre 1963 in unsagbarem Elend mitten in der „Gesellschaft des Überflusses“...) und es heute noch in großem Maße ist, wird in einigen Jahren, wenn die „neue Welle“ der Nachkriegsgeneration des neuen, des fruchtbaren Frankreichs, den Stand der Reife erreicht hat, beginnen, ein „junges Land“ zu werden, und die gegenwärtige Ziffer von 16 Millionen Jugendlichen, die weniger als 20 Jahre alt sind (bei einer Gesamtbevölkerungsziffer von 48 Millionen), wird dann zweifellos als Alpdruck der in so reichlichem Maße heraufbeschworenen Dekaden erscheinen...

Stellen wir also objektiv fest, daß es in Frankreich – und mit dem Vergehen der Nachkriegsjahre immer mehr – ein Problem der jungen Generationen gibt. Nicht für alle Kategorien von Jugendlichen stellt sich das Problem in gleichem Maße: auch ist nicht in Frankreich allein, sofern man Westeuropa in Betracht

zieht, die Tatsache zu verzeichnen, daß weniger als fünf v.H. der Arbeiterfamilien die Möglichkeit haben (oder suchen...), ihre Kinder in die Universitäten zu schicken.

Studenten

Um auf diesem Gebiet zu bleiben: Im Vergleich zur Vorkriegszeit ist dennoch eine Art von Revolution zu verzeichnen: während damals die Universitäten fast ausschließlich den Kindern des Bürgertums und des wohlhabenden Kleinbürgertums vorbehalten waren, hat sich nach dem Kriege eine gewichtige strukturelle Veränderung ergeben: die Sprößlinge der höheren und mittleren Beamten, der technischen Kader und sogar der unteren Beamtenkategorien haben ihren massiven Einzug in die Universitäten gehalten, und nicht zuletzt darauf ist es zurückzuführen, daß der reaktionäre Geist, der früher dort herrschte, einer frischeren Atmosphäre gewichen ist, die beispielsweise bewirkt, daß der etwa 100000 Mitglieder zählende französische Studentenverband zu einer der erfreulichsten Erscheinungen in Frankreich geworden ist.

Die Studenten haben ihre Probleme: kein Platz in den Hörsälen, geringe Aussichten, ein wirklich eingehendes Studium zu betreiben und die beruflichen Erfolge zu erzielen, auf die sie unter normalen Bedingungen Anspruch erheben könnten.

Es ist unbeschreiblich, was sich an den französischen Universitäten abspielt: Angesichts der (besonders im Vergleich zum Rüstungsbudget...) lächerliche Kredite, die für das

Schul- und Universitätswesen zur Verfügung gestellt werden, steht von vornherein fest, daß die 300000 Studenten, die in diesem Jahr ihren Einzug in die Universitäten halten wollen, irgendwo mitten auf dem Wege steckenbleiben werden. Die angehenden Wissenschaftler finden sehr unzureichende Laboratorien vor; die Studenten der anderen wissenschaftlichen Disziplinen müssen zu ihrem Entsetzen feststellen, daß der „Schulbetrieb“ weitergeht, weil die vorhandenen Möglichkeiten der Universitäten ein eigentlich wissenschaftliches Studium kaum zulassen...

Lage der Arbeiterjugend

Und die jungen Arbeiter? Vielleicht ist es hier angebracht, auf die Ergebnisse einer Studientagung hinzuweisen, die von der katholischen Arbeiterjugend Frankreichs gemeinsam mit Soziologen durchgeführt wurde: Der 14 Jahre alte Sohn einer Arbeiterfamilie, so erfahren wir, hat 7 v.H. Chancen (von hundert), einen Erfolg in seinem Arbeiterleben zu erzielen. Der Begriff „Erfolg“ bedeutet in diesem Zusammenhang: Wahl eines Berufes, der dem Geschmack und dem Wunsch der jungen Arbeiter entspricht; das heißt erfolgreiche Lehrlingsausbildung, erfolgreiche Suche nach dem wirklich gewünschten Arbeitsplatz, ein einigermaßen „anständiger Lohn“, der etwa (wir zitieren aus dem Bericht der Studientagung) „einem Einkommen von 550 francs pro Monat (etwa 440 DM) im Alter von 35 Jahren, Überstunden und Prämien miteinbegriffen, entspricht“.

Worauf ist diese katastrophal erscheinende Feststellung zurückzuführen? Die in ganz Frankreich durchgeführte Untersuchung hat zumindest eine Teilantwort, aber eine sehr wichtige, ermöglicht: „Die Erfolgchancen innerhalb der Arbeiterschaft sind deshalb gering, weil längst nicht alle Arbeiter die Möglichkeit haben, ihren Kindern auch nur die ‚Arbeiterstudien‘ zu ermöglichen; die Zahl derer, die das nicht können, wird mit mindestens 20 v.H. angegeben, und es handelt sich da also um jene, die von vornherein dazu verurteilt sind, das Los des Hilfsarbeiters zu tragen...“

200 000 jugendliche Arbeiter, so erfahren wir weiter, hatten angesichts des Mangels an geeigneten Lehrstellen nicht einmal die Möglichkeit, eine Lehre zu beginnen; es kommt hinzu, daß im gleichen Jahre, nämlich im Jahre 1962, etwa 300 000 junge Arbeiter schlecht orientiert wurden (wegen Mangels an ausgebildetem Personal, was wiederum eine Frage von zur Verfügung gestellten Krediten ist...) und daß schließlich in den vergangenen Jahren die Feststellung getroffen wurde, daß jene, die ihre Ausbildung abgeschlossen hatten, wünschten, ihren Beruf zu ändern, weil er keine Aussichten bot oder schlecht bezahlt war.

Das ist natürlich nicht das ganze Problem der Arbeiterjugend in Frankreich, aber die gemachten Angaben vermitteln einen Einblick in eine sehr spezifische Situation, auf die zum Teil – wir kommen noch darauf zu sprechen – die Tatsache zurückzuführen ist, daß „die Jugend verwildert“...





Wofür interessiert sich die französische Jugend? Wenn man auch Statistiken, die mitunter auf fragwürdigen Untersuchungsmethoden beruhen, mit Vorbehalt aufnehmen soll, so erscheinen die Schlußfolgerungen aus zahlreichen Erhebungen unbestritten: Am meisten politisiert ist die studentische Jugend, und erfreulicherweise in einem positiveren Sinne als in der Vorkriegszeit; Tausende von Studenten bildeten in den schweren Jahren des Algerienkrieges die Vorhut jener, die gegen diesen Krieg kämpften.

Ohne Ziele

Mit der Arbeiterjugend ist es viel schlechter bestellt: mit 5 v.H. ist die Zahl der Jugendlichen dieser Schicht, die gewerkschaftlichen oder politischen Organisationen angehören, bereits sehr hoch angegeben. Vor der Schaffung der Fünften Republik war die Zahl etwas höher; die Kampagne der Entpolitisierung hat auf diesem Gebiet zu einer wachsenden Indifferenz beigetragen.

Zum Teil – vielleicht zu einem großen Teil – liegt das zweifellos daran, daß die genannten Organisationen nicht in der Lage gewesen sind, den Jugendlichen Angebote zu machen, die eventuell der Nachfrage entsprechen: die Pädagogik wird allzuhäufig durch die „reine“ Politik ersetzt, und es ist in diesem Zusammenhang erwähnenswert, daß die katholischen Jugendorganisationen, die der Psychologie größere Bedeutung beimessen als die weltlichen Verbände, unbestreitbar größere Erfolge hatten.

Aber man täusche sich nicht: Die Probleme der modernen Zivilisation spielen die entscheidende Rolle bei der Feststellung der Tatsache, daß die französische Jugend, was die Übernahme einer politischen, gewerkschaftlichen und gesellschaftlichen Verantwortung betrifft, amorph ist, wie es ein bekannter Soziologe feststellte: in dem Maße nämlich, in dem die Suche nach Sicherheit zum Hauptelement einer Gesellschaftsordnung wird, die konservativ und allen Abenteuern abhold ist, verschärft sich innerhalb der Jugend das Gefühl, daß der Realismus der entscheidende Beweggrund im Leben zu sein hat...

Der Realismus verträgt sich schlecht mit einer Aktivität, die nicht einen unmittelbaren Gewinn bringt. Die Jugendorganisationen der Gewerkschaftsverbände und politischen Parteien können diese Feststellung alltäglich treffen, um so mehr, als sie „die Jugend nicht mehr begreifen...“, wie man so schön sagt... Indessen täuscht der Schein: Diese so realistische Jugend, insbesondere die Arbeiterjugend, wartet nur darauf, für Ziele begeistert zu werden, die sich lohnen, ohne von unmittelbarem Profit zu sein, und man hat das immer wieder feststellen können, wenn an ihren Solidaritätssinn (beispielsweise bei Katastrophen) appelliert wurde.

„Gruß allen Kumpels“

Aber der Alltag bietet solche Möglichkeiten kaum, und die Pädagogen und Psychologen (wenig zahlreich in den Arbeiterorganisationen) sind verzweifelt: die Jugend entgeht ihrem Einfluß.

So „verwildert“ sie, und Paris hat im Juni das phantastischste Schauspiel erlebt, das man sich vorstellen kann: Ein Rundfunksender hatte unter dem Motto „Salut les copains“ (etwa: Gruß allen Kumpels) zu einer Versammlung der Pariser Jugend auf einem der größten Plätze der französischen Hauptstadt aufgerufen: nicht weniger als 150 000 Kumpels im Alter von 16 bis zu 20 Jahren, Jungen und Mädchen, waren erschienen, mit ihren Schwarzjacks, ihrem verwilderten Aussehen, und sie tobten sich aus; sie brachten Hochrufe auf Johnny Hallyday, auf Moustique, auf all die Idole aus, die als mehr oder minder begabte „Sänger“ die Ideale der Jugend repräsentieren: gegen die Alten, die die Jungen nicht begreifen, gegen eine Gesellschaftsordnung, in der die Jungen nicht zählen usw. Und sie schlugen alles, was sie auf ihrem Weg trafen, kurz und klein...

Das war die Wahnsinnsnacht im Monat Juni 1963. Die 150 000 waren zumeist Arbeiterkinder. Weiß man, daß eine Zeitung, die den Namen „Salut les copains“ trägt, von einer Million Jugendlichen in Frankreich gelesen wird? Weiß man, daß in dieser Zeitung die Talmideale der Lebenswut in den Himmel gelobt werden, daß die Politik als überlebt bezeichnet wird?

Von James Dean bis zu Johnny Hallyday – die Bürger waren zu Tode erschrocken über diesen Massenaufmarsch, aber welche Ideale bieten sie der Jugend? Die Ideale des Alltagskonformismus, und die Demonstration der 150 000, gegen die die Polizei absolut machtlos schien, hatte gewiß nichts Sympathisches, aber sie enthüllte auch, was getan werden

könnte, und was nicht getan wird: der Jugend, der Arbeiterjugend insbesondere, Wohnungen, die diesen Namen verdienen, zu bieten, statt der Slums und verwahrlosten Hotels, in denen sie immer noch leben und die sie bei der ersten Gelegenheit verlassen, um sich in die Gastwirtschaften und Bars zu flüchten; Sportplätze für sie zu errichten, die längst nicht in ausreichendem Maße zur Verfügung stehen, die Entfremdung in den Fabriken und Wohnungen zu mildern durch Ideale, die diesen Namen verdienen und die nicht dem Vokabular des konservativen Konformismus entlehnt sind.

bleibt, daß es für dieses Phänomen, das ja nicht nur in Frankreich anzutreffen ist, keine Rezepte gibt: um so weniger, als die Tagespresse im allgemeinen bei den Jugendlichen die Lust nach sogenannten Sensationen fördert. Die Jugend verwildert, sagt man, aber es ist erstaunlich, wie sentimental sie bei allem äußeren starken Gehabe bleibt: denn sobald der Rausch verfliegen ist (im Alter von 21 bis 22 Jahren im allgemeinen), wird man vernünftig, und der Konformismus fordert gebieterisch seine Rechte. Man läßt das Chanson sein, und man wird ein Bürger wie alle anderen. Es handelt sich nicht um die Jugend in Frankreich, aber es existiert ein Problem der Jugend, insbesondere der Arbeiterjugend, die die Revolte, die in ihr steckt, auf ihre Weise zum Ausdruck bringt, für kurze Zeit, und dann der Resignation anheimfällt, was eine konservative Pariser Zeitung als „klares Anzeichen der moralischen Gesundheit“ qualifiziert hat...

Gustave Stern



Davon geht die

Foto: Udo Hoffmann

Zur gleichen Zeit, als Arbeitgeberverbände und gewisse politische Kreise lautstark glauben machen wollten, der Streik sei ein nationales Unglück, das man in Zukunft besser durch staatlichen Zwang zur Schlichtung verhindere, schrieb Sebastian Haffner im Stern nachfolgenden Artikel. Wir haben ihm nichts hinzuzufügen.

Ich will nicht so weit gehen zu behaupten, daß ein Lohnkonflikt geradezu eine gute Sache wäre. Aber ich behaupte jederzeit, daß er besser ist als jede Form von Lohndiktat. Er gehört in die Kategorie der hin und wieder notwendigen Unannehmlichkeiten, wie Zahnbehandlung, Steuertermine und Wahlkämpfe.

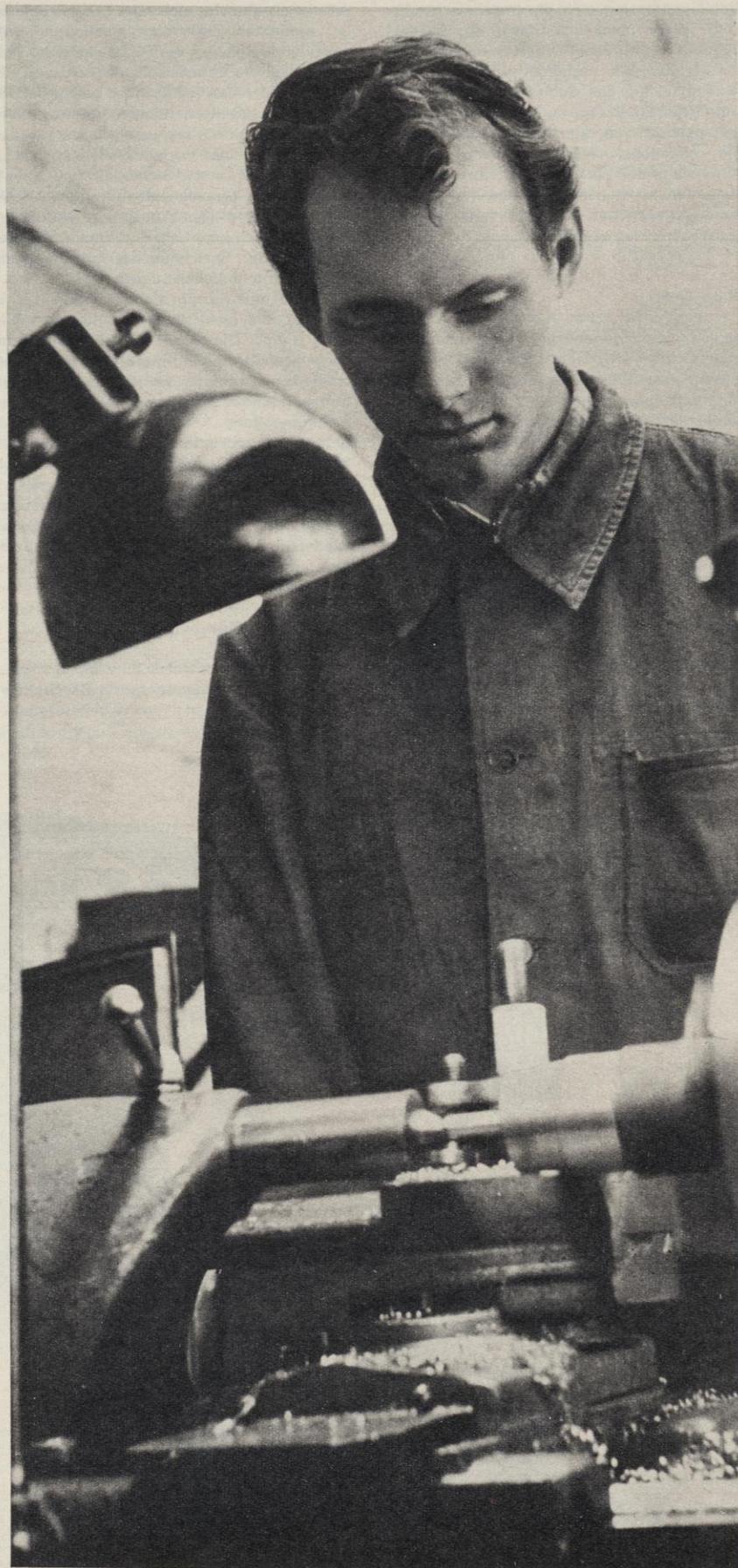
Bleiben wir einen Augenblick bei den Wahlkämpfen. Auch sie sind keine Idylle und kein Weihefestspiel. Irgend jemand hat sie eine periodische, fiebrige Erkrankung des Staatskörpers genannt, und daran ist viel Wahres. Aber wehe dem Staat, der sich für dieses gelegentliche politische Nesselfieber zu fein wird! Er schafft aus Zimmerlichkeit die Freiheit ab.

Arbeitskämpfe sind ein ebenso notwendiger Teil der Freiheit wie Wahlkämpfe; und wenn man so liest, was alles beim Arbeitskampf in der deutschen Metallindustrie geschrieben worden ist, dann fürchtet man, daß viele Leute in Deutschland immer noch zu zimperlich sind, um die Freiheit zu ertragen. Was für ein Gebrauche um ein bißchen Produktionsausfall! Bisher war man doch stolz darauf, daß hier jetzt volle soziale Freiheit für Arbeiter und Arbeitgeber herrschte, mit Streikrecht und allem, was dazugehört. Aber kaum machen Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände von ihren Freiheitsrechten, die man immer so stolz zur Schau gestellt hat, einmal wirklich Gebrauch, da benimmt sich ein großer Teil der deutschen Öffentlichkeit, als solle er geschlachtet werden.

Was für eine Aufregung! Was für große Worte! Manchmal möchte man glauben, vor dem Konflikt in der deutschen Metallindustrie hätte es noch nie einen Arbeitskampf gegeben. Dabei handelt es sich um eine ganz alltägliche Sache – in den freien Ländern jedenfalls. Will Deutschland nicht mehr zu ihnen gehören?

Es ist kein Zufall, daß in allen Demokratien ganz offiziell Arbeitskämpfe vorgesehen sind und daß sie in allen Diktaturen unterdrückt werden. Streikrecht und Wahlrecht wachsen aus derselben Wurzel. Beiden liegt die Überzeugung zugrunde, daß politische, wirtschaftliche und soziale Konflikte – nenne man sie nun „Klassenkampf“ oder anders – in unserer unvollkommenen Menschenwelt nicht abzuschaffen sind, und daß es besser ist, sie immer wieder von Zeit zu Zeit in fairem und offenem Kampf für eine Weile auszutragen, als sie mit Gewalt zu unterdrücken und dann verlogenerweise zu behaupten, es gebe sie nicht mehr.

Das ist es, was die Diktaturen tun, die faschistischen ebenso wie die marxistisch-leninistischen. Sie lassen weder Parteien, Opposition und freie Wahlen zu, noch Verbände, Gewerkschaften und Arbeitskämpfe. Statt den natürlichen und unvermeidlichen inneren Spannungen einer vielfältigen Gesellschaft



eWelt nicht unter

Foto: Kuba

geordnete Auswege zu schaffen, versuchen sie, sie abzuwürgen. Grob gesprochen: Statt Bedürfnisanstalten zu bauen, füttern sie gewaltsam Stopfmittel.

Auch das geht eine Weile. Aber man weiß, die kolossalen Zwangsordnungen, die sich rühmen, den Klassenkampf abgeschafft und die Volksgemeinschaft hergestellt zu haben, stehen auf tönernen Füßen – genauer gesagt, auf den kurzen Beinen der Lüge. Am Ende fährt man mit der Wahrheit doch besser; und die Wahrheit ist, daß Kampf und Unruhe auf Erden nie aufhören und daß es in jedem Staat und in jeder Gesellschaft mitunter hart auf hart geht. Davon darf man sich nicht erschüttern lassen. Davon geht die Welt nicht unter.

Natürlich, Friede ernährt, Unfriede verzehrt; er demoralisiert auch. Schon rechnet man in Deutschland wieder dem Direktor seine Villa und dem Streikposten seinen Volkswagen vor – Albernheiten, deren man sich morgen auf beiden Seiten schämen wird. Auch das stimmt, daß bei Arbeitskämpfen (wie bei fast allen Kämpfen) Unbeteiligte zu Schaden kommen: hier die Konsumenten. Freilich, sie zahlen die Zeche in jedem Fall. Wenn Arbeiter und Arbeitgeber sich vertragen, zahlen die Konsumenten höhere Preise; wenn sie sich streiten, wird das neue Auto nicht rechtzeitig fertig. Es ist eine unvollkommene Welt, in der wir leben. Aber erfinde einer eine bessere! Arbeitskämpfe dauern nicht ewig, und ihre Wunden heilen schnell. Beide Seiten sind schließlich doch wieder aufeinander angewiesen, die enttäuschten Kunden drängen, und nachher wird doppelt gearbeitet. Wieviel besser und natürlicher ist das trotz allem, als der unsichere, unberechenbare Schiedsspruch eines fremden Schlichters, der immer beide Seiten unbefriedigt läßt; nicht zu reden von dem Lohndiktat der Staatsgewalt, ob sie sich nun, wie zu Marx' und Engels' Zeiten, mit der Unternehmerseite identifizierte oder, wie heute im Osten, ganz einfach selbst der einzige Unternehmer ist. Da seien Sie einmal Lohnempfänger!

Verstehen wir uns recht. Mir ist es auch lieber, wenn es ohne Streik abgeht. Aber ich bilde mir nicht ein, daß es immer ohne Streik abgehen kann, und ich halte die meisten Heilmittel, die gegen Streiks empfohlen werden, für schlimmere Übel als den Streik selbst. Ich habe, offen gesagt, keine Sympathie für die Ordnungs- und Obrigkeitsanbeter im Westen Deutschlands, die heute nach Staatsintervention, Zwangsschlichtung, Taft-Hartley-Gesetz, Streikverbot rufen. Noch abstoßender allerdings finde ich die geheichelten Streiksympathien aus dem Osten, bei denen sich nun wirklich die Balken in den Augen der Splitterrichter biegen. Denn dort beruht doch bekanntlich der ganze Siebenjahresplan darauf, daß die Arbeitsproduktivität mehr zunehmen soll als die Löhne – und wehe, wenn die ausgebeuteten Lohnempfänger dagegen streiken wollten. Bei uns geht es im Gegensatz dazu darum, ob die Löhne mehr zunehmen dürfen als die Arbeitsproduktivität, und das wird jetzt immerhin in offener Feldschlacht ausgetragen. Was Günter Grass vor zwei Jahren den ostdeutschen Schriftstellern sagte: „Bei uns ist die Freiheit des Wortes gefährdet, aber bei euch existiert sie gar nicht erst“ – das gilt genauso von der Freiheit der Arbeit.



Ein Mann macht gute Filme

**Wolfgang Urchs,
der Schöpfer des modernen deutschen
Zeichentrickfilms**

Meine Vorliebe für den Zeichentrickfilm ist über 30 Jahre alt. Noch gut erinnere ich mich jener Sonntage, an denen mein Vater meine Schwestern und mich morgens gegen 10 Uhr zur Schauburg brachte, Eintrittskarten kaufte und versprach, um 12 Uhr vor dem Kino auf uns zu warten. Die Zwischenzeit pflegte mein Vater beim Frühschoppen zu verbringen. Wir hingegen starrten auf die Leinwand und begeisterten uns für die skurrilen Abenteuer der pfliffigen schwarz-weißen Micky-Maus – dabei lutschten wir saure Bonbons, die wir oft genug vor Lachen verschluckten.

Erst nach dem Krieg erfuhr ich, daß der Schöpfer der herrlichen Micky-Maus Walt Disney ist. Inzwischen hatte dieser einfallsreiche Amerikaner den Film „Bambi“ geschaffen und beglückte damit eine neue Kindergeneration in aller Welt. Mir gefiel die schwarz-weiße Micky-Maus allerdings besser als das bunte liebliche Bambi.

Inzwischen gibt es etwas, das in Fachkreisen eine „Anti-Disney-Ära“ genannt wird. Der Zeichentrickfilm in aller Welt hat sich mehr und mehr von der Disney-Manier entfernt, er ist künstlerischer und aussagekräftiger geworden. Im Gegensatz zu Disneys Filmen will der moderne Zeichentrickfilm nicht nur unterhalten, er will auch Zeitkritik üben, Gesellschaftskritik. Wer sich bei den wichtigen Oberhausener Kurzfilmtagen die Auswahl der neuesten Zeichentrickfilme angesehen hat, konnte mit einiger Befriedigung feststellen, daß diese Kritik sowohl im Westen als auch im Osten sehr rege ist. Es gibt zahlreiche Übereinstimmungen in den Grundthemen, ideologische Schranken scheinen auf diesem Gebiet nicht mehr zu existieren.

Der anerkannte Weltmeister des Zeichentrickfilms ist der junge Pole Jan Lenica. Seine künstlerische Auseinandersetzung mit der immer mehr fortschreitenden Vermassung des Menschen wird auf der ganzen Welt verstanden werden, denn überall droht diese Gefahr. Lenicas bitter-satirische Angriffe auf den Konformismus werden künstlerisch wie thematisch auf eindrucksvolle, faszinierende Art vorgetragen.

In der Bundesrepublik gibt es nur einen Trickfilmzeichner, der dieses Niveau zwar noch nicht erreicht hat, ihm aber nahe gekommen ist: Wolfgang Urchs.

1922 in München als Sohn eines Tropenarztes geboren, wuchs Wolfgang Urchs bis zu seinem 14. Lebensjahr in Indien und Niederländisch Guayana auf. Nach Deutschland zurückgekehrt machte er hier sein Abitur und war von 1941 bis 1945 Soldat in Rußland. Nach dem Krieg besuchte er die Kunstakademien in Wien und München, wurde dann Karikaturist und Redakteur bei einem Zeitungsverlag. In einem Filmstudio wurde sein Interesse für den Zeichentrickfilm geweckt, er erbettelte für seinen ersten Film in Krankenhäusern Röntgen-Folien, die er abwusch, bemalte und fotografierte. Nach und nach kamen die ersten Aufträge – Werbefilme –, und 1961 konnte Urchs das TC-Trickstudio in München gründen. Sein dort zuerst gemachter Zeichentrickfilm „Die Gartenzwerg“ wurde 1962 mit dem Bundesfilmpreis ausgezeichnet.

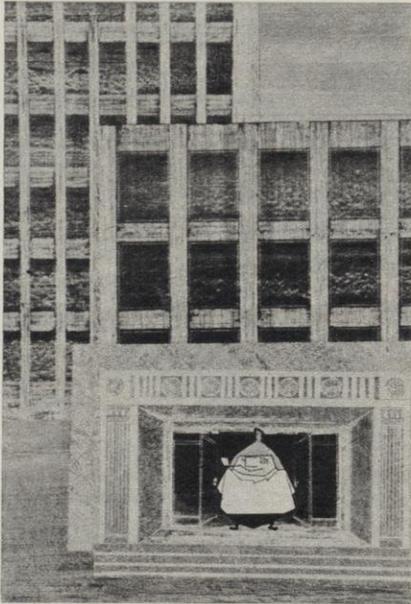
„Die Gartenzwerg“ handeln von der eigentümlichen Wandlung bestimmter Nachkriegsbundesbürger. Der Gartenzwerg, dieses kitschige Produkt deutschen Spießergeschmacks, diente Urchs als satirische Parabel: Brav und fleißig sind die Heinzelmännchen nach dem Krieg, sie arbeiten wie weiland die Heinzelmännchen von Köln. Doch mit wachsendem Wohlstand erschaffen die Energien, aus den emsigen Heinzelmännchen werden feiste, träge Gartenzwerg.

Nicht nur in Deutschland, auch in Italien und Frankreich fand dieser Film Anerkennung.

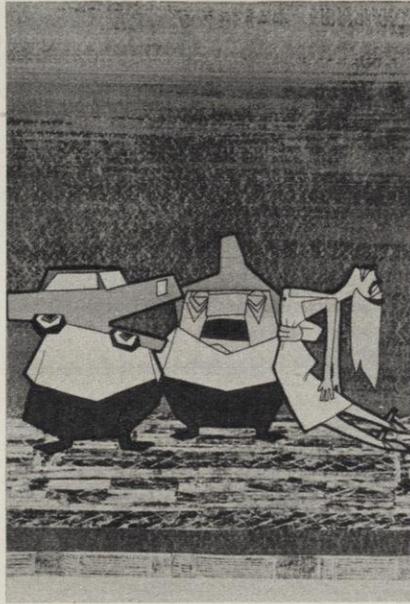
Urchs' zweiter Film „Das Unkraut“, wieder ein Gleichnis, hat folgenden Inhalt: In einer Stadt wächst ein Kraut mitten auf der Straße, doch keiner reißt es aus, weil keiner sich dafür verantwortlich fühlt. Und so wuchert das Unkraut weiter, überwuchert die ganze Stadt und vernichtet alles.



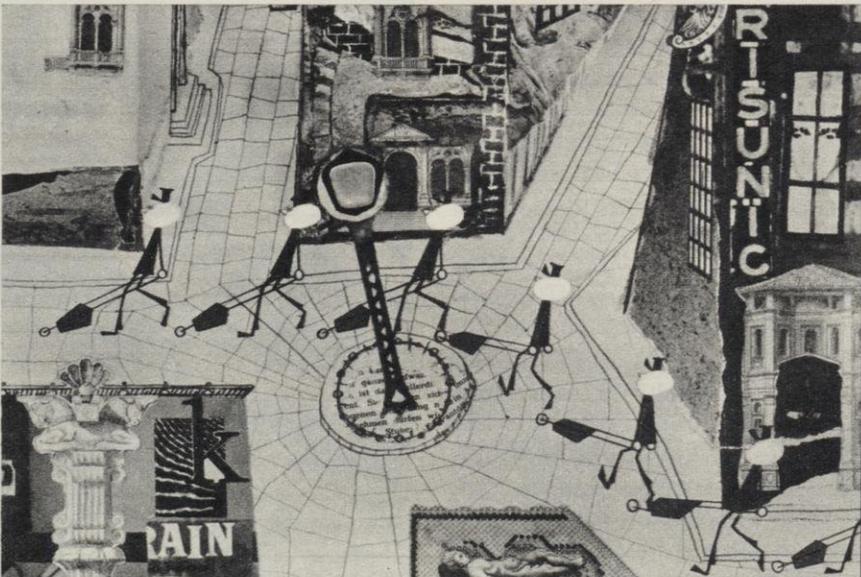
„Die Pistole“



„Gartenzwerg“



„Das Unkraut“



Die Deutung dieses Gleichnisses ist nicht schwer: Der Nationalsozialismus ist gemeint und nicht nur er! In manchen Straßen wächst heute schon wieder derartiges Unkraut, sein Name wechselt, doch die Ziele bleiben. Auch auf die Gefahr hin, diffamiert zu werden, wie es heute leider üblich, müssen wir dies Unkraut vernichten! Der Film „Das Unkraut“ ist nicht nur Reminiszenz, er soll auch Warnung sein. Anfang dieses Jahres wurde Wolfgang Urchs' bisher letzter Film – „Die Pistole“ – uraufgeführt. Die Pistole ist als Sinnbild der Gewalt zu verstehen, sie schießt auf alles, was ihr vor die Mündung kommt. Die Frage wird gestellt, ob Gewalt durch Gewalt beseitigt werden kann. Die Antwort ist depressierend: Die Vernunft muß vor der bösen Wirklichkeit kapitulieren.

Drei Filme, die meine Vorliebe für diese Gattung Film wieder erneuerten. Drei Filme, gerühmt von der Kritik, ausgezeichnet mit dem begehrten Prädikat „besonders wertvoll“. Ein gutes Geschäft, so sollte man meinen. Die Basis für einen neuen anspruchsvollen Film, sollte man meinen. Leider ist dem nicht so. Wolfgang Urchs schreibt mir dazu:

„Sie fragen, ob ich bereits wieder an einem neuen Film arbeite. Ich würde es sehr gern tun, doch das Hauptproblem liegt bei der Finanzierung solcher Objekte. Als Beispiel führe ich den Film ‚Die Pistole‘ an, weil ich bei diesem Film völlig frei gearbeitet habe, also ohne daß mir ein direkter oder indirekter Auftraggeber Auflagen für die Konzeption gemacht hat.

Herstellungskosten für
„Die Pistole“ DM 70 000,-
Finanzierung:
Eigenmittel DM 40 000,-
Zuschuß vom Kultusministerium
des Landes Nordrhein-
Westfalen DM 30 000,-
Demgegenüber steht ein Verkaufserlös von
DM 10 000,-, das heißt, daß ich meine gesamte
Prämie aus dem Bundesfilmpreis 1962 in Höhe
von DM 10 500,- und die Firma TC-Trickstudio,
bei der ich Mitinhaber bin, DM 19 500,- in das
Objekt gesteckt haben, die so gut wie verloren
sind, denn die Erlöse aus dem Verkauf für gewerblichen Einsatz sind unbedeutend.

Durch den Wegfall der Vergnügungssteuer im
Land Nordrhein-Westfalen (die anderen Bundes-
länder werden in absehbarer Zeit nach-
ziehen), haben die Verleiher das Interesse am
Kurzfilm verloren, denn bei uns war der Kurz-
film schon immer viel wert wie das Prädikat,
das er hatte. Bei „besonders wertvoll“ gibt es
bedeutende Ermäßigungen der Vergnügungs-
steuer, und das allein zählt.

Als einzige staatliche Institution vergibt das
Kultusministerium des Landes Nordrhein-
Westfalen Zuschüsse für Kurzfilme. Obwohl
man viel Zeit und Geduld haben muß, bis so
ein Antrag bewilligt wird, sind wir Kurzfilmer
doch sehr dankbar für das Verständnis und die
Hilfe. Wir fragen uns nur immer wieder, warum
ist so eine Unterstützung nicht auch auf Bundes-
ebene oder in anderen Ländern möglich?
Die jährliche Prämienausschüttung des Bundes
– falls man das Glück hat, unter den
Empfängern zu sein – hilft allenfalls ein Loch
zu stopfen, gibt aber keine Mittel für ein neues
Projekt frei.

Um den finanziellen Verlust, den wir mit der
„Pistole“ erlitten haben, aufholen zu können,
werden wir ein Jahr hart arbeiten müssen. Ob
ich dann noch einmal den Mut haben werde,
einen Film selbst zu finanzieren, bezweifle ich
heute, denn der Idealismus hört dort auf, wo
die Kinder anfangen nach Brot zu schreien.

Das Feld des satirischen Zeichenfilms ist
praktisch noch kaum beackert. Themen gibt es
mehr als genug. Aber die Realisierung?

Die Kurzfilmtage in Oberhausen waren noch
ein kurzes, letztes Aufflackern des freien deut-
schen Kurzfilms, die Flamme ist in der Zwi-
schenzeit erloschen und bleibt solange kalt,
bis sie ein staatlicher Blasebalg wieder ent-
facht.“

Philipp Wiebe

nicht
heint
ächs
sein
Auch
ie es
kraut
nicht
in.
rchs
auf-
ewalt
vor
stellt
rden
Ver-
bitu-
Gat-
ge-
dem
Ein
Die
ilm,
so.

Nach Angabe der GEMA, der Gesellschaft für musikalische Aufführungs- und mechanische Vervielfältigungsrechte (die nun auch noch von jedem an euch verkauften Tonbandgerät Tantiemen beziehen will), gibt es in Deutschland jährlich 50 bis 100 Schlager. Und darunter versteht sie solche Lieder, die mindestens 20000mal im Jahr „öffentlich aufgeführt“ werden. Aber nur ganz selten überdauert so ein Schlager dieses Jahr, meist nur dann, wenn ihn die Jazzmusiker in ihr Repertoire aufnehmen (z. B. „Ganz Paris träumt von der Liebe“) oder wenn sie direkt dem Jazzbereich entstammen (z. B. „Ice Cream“).

Jazzmusik hat eben ein längeres Leben als der bloße Tagesschlager. Das ist aber das Erstaunlichste bei dieser Musiksparte: Aufnahmen, die vor mehr als dreißig Jahren mit oft dürrer Technik hergestellt wurden, werden heute wieder neu aufgelegt und gekauft, weil sie jene Frische und Originalität besitzen, die eine Dixieland-Platte aus unseren Tagen nur selten aufweist.

Da sind z. B. in der Reihe „Pioneers of Jazz“ von Coral als Nr. 14 (94214 EPC) zwei Aufnahmen mit dem berühmten New-Orleans-Klarinettenisten Johnny Dodds (von 1927) und zwei mit einem seiner Epigonen – Jimmy O'Bryant (von 1926). Während dabei von den Aufnahmen des Trios mit O'Bryant nur „Strugglin“ über dem Durchschnitt liegt, sind beide Dodds-Titel durchgängig erfreulich, auch wegen eines prächtigen Solos des Kornettisten Natty Dominique, der zwar einen legendären Ruf besitzt, aber leider nur recht selten auf einer in Deutschland erschienenen Platte zu hören ist. Ein Hinweis für Freunde von Skiffle-Parties: Auf allen vier Titeln ist das Schlagzeug durch ein – sehr federnd gespieltes – Waschbrett ersetzt.

Auch auf Nr. 16 der gleichen Reihe führt Coral einen New-Orleans-Klarinettenisten vor: „Omer Simeon 1929“ (94216 EPC) mit Leuten aus der Earl Hines Band, in die Simeon kurz nach dieser Plattensession selbst eintrat. Der erste und der vierte Titel der Platte geben einen kennzeichnenden Eindruck vom etwas altertümlich wirkenden Klang einer solchen Big Band, beide werden aber durch gute Soli aufgelockert. Zum Besten, was in jenen Jahren erschien, gehören die beiden anderen Aufnahmen, auf denen Simeon Bechet nicht nachsteht; auch die übrigen Musiker spielen im Satz wunderbar durchsichtig und im Solo melodios, ganz besonders der unbekannt gebliebene Trompeter Shirley Clay.

Eine neue Serie hat Corals-Schwesterfirma Brunswick jetzt gestartet: „This is the Blues“. Gleich die erste Platte läßt den Ehrgeiz der Herausgeber erkennen, keine Konzessionen zu machen. Denn Sam „Lightning“ Hopkins (10351) ist einer der bedeutendsten jener volkstümlichen Bluessänger und -gitarristen, die heute noch über Land ziehen und vor ihren farbigen Landsleuten – unermüdlich neue Texte und neue Varianten des Blueschemas erfindend – diese neben den Spirituals uralte „schwarze“ Liedform präsentieren. So werdet ihr zunächst von der Fremdartigkeit dieses Gesanges überrascht sein, wenn ihr nicht schon einmal vorher Big Bill Broonzy oder Blind Lemon Jefferson gehört habt. Aber wartet nur ab! Plötzlich tauchen mitten in den großartigen Gitarrephrasen diese Negers in seiner Stimmführung Passagen auf, die ihr alle schon einmal gehört habt. Und dann wißt ihr plötzlich: Das haben ihm die Bill Haleys, die Cliff und Little Richards' und wie sie alle heißen abgeschaut und zur „Masche“ gemacht. Freilich: das Frauenweinen auf dem „Cemetery (= Friedhofs-) Blues“ geht über die Grenzen des Geschmacks hinaus.

Viel gefälliger als solcher Folk Blues erscheint uns hier und heute der City Blues, wie ihn Rosetta Howard mit den Harlem Hamfats 1937 aufnahm und der als Nr. 4 derselben Reihe (10354) erschienen ist. Die so unkonventionelle Besetzung (ohne Schlagzeug, mit zwei Gitarren, auf „Worried Mind Blues“ sogar eine



Foto: Hans Helmut Bauer

Mandoline) der Hamfats ist in ihrer aufgelockerten Spielweise für Deutschland eine Neuentdeckung, und Rosetta Howards volltönende, nasale Stimme singt Negerlieder und Blues so souverän, daß man in ihr eine vitalere Billie Holiday vermuten könnte. Als ich die vier Titel dieser Platte zum ersten Male gehört hatte, staunte ich nur über eines: daß diese Gruppe niemals über Amerikas Küsten hinaus bekannt geworden ist.

Eine völlig andere – ausgekühlt moderne – Version des Blues erlebt man auf der in Philips' „Jazz Gallery“ erschienenen Platte von Horace Silver (429610 BE). Wirklich deutlich wird hier der Bluescharakter nur noch in Melodik und Harmonik des Pianisten Silver. Aber gerade „Silver's Blue“ zeigt auch, daß diese zwölfaktige Form mit ihrer Stimmung und ihrem Charakter selbst noch jene Gruppen beherrscht, die wichtige Stationen auf dem Wege des modernen Jazz bedeuteten. Bei aller Modernität bleiben die beiden Stücke auf dieser Platte übrigens trotzdem eingängig und verständlich – auch das wohl noch eine Wirkung des Blues.

Ähnlich wirkt diese Form auch bei Benny Golson nach, der in der United Artists-Reihe „The Jazz Portrait“ als Nr. 7 (68007) vorgestellt wird, aber sie ist noch schärfer modernisiert worden, wenigstens von Tenorist Golson selbst. Seine Phrasen weichen oft doch erheblich vom konventionell Blueshaften ab. Erstaunlich übri-

gens, mit welcher großartiger technischer Beherrschung er rasende Läufe so einflicht, daß sie kaum auffallen. Trompeter Lee Morgan ähnelt ihm in der Improvisationstechnik, aber dafür bläst er sein Horn oft mit echtem Bluesgefühl an. Daß das bei einem so jungen Mann – Morgan ist 1938 geboren – noch der Fall ist, beweist, daß der Jazz auch heute noch von den gleichen Quellen mitgetränkt wird, die schon für die Großväter in New Orleans flossen. Die Platte ist sowohl für Freunde des Blues als auch für Liebhaber der Moderne empfehlenswert, zumal auch die übrigen drei Solisten Meister ihres Fachs sind.

Nicht mehr vom Blues, sondern eindeutig von der Harmonik der neueren „ernsten“ Musik bestimmt ist eine Gruppe, auf die ich euch aufmerksam machen möchte: die ebenfalls in Philips' „Jazz Gallery“ vorgestellten „The Hi-Lo's“ (429613 BE), eine vierköpfige Gesangsgruppe. Alle vier sind Männer, auch wenn ihr das stellenweise wegen der Höhe des Falsetts nicht glauben mögt. Völlig unglaublich ist aber, was diese vier manchmal für Akkorde singen und mit welcher Sauberkeit ihnen das gelingt! Solltet ihr gelegentlich mit anderen gemeinsam singen, beim Skiffeln oder sonstwo, versucht einmal einige Passagen zu kopieren! Wenn euch das gelingt, könnt ihr euch ohne Nervosität dem Rundfunk vorstellen. Er wird euch engagieren. Dafür garantiert:

Euer Meggs.

Von den Schlagern und Sängern, die es im wirklichen Sinne des Wortes sind, soll hier nicht die Rede sein. An dieser Stelle geht es um das asthmatische Gestöhn, mit dem entweder stimmbegabte Endzwanziger ihren Bronchien urlauthafte Töne abquälen (unter gleichzeitigem Hüftenschwingen, das einen Masseur erspart) oder um die ergreifenden Stimmen Rita Schnulzanos oder Carlos Tenorios, die einen kulturfördernden Druck auf die Tränendrüsen mancher Jugendlicher in und über den Dreißigern ausüben. Die fahrenden Sänger der ersten Gattung, die sich durchwegs darin gleichen, daß sie, während sie ihr „Stimmgold münzen“, einem Menschen ähneln, der sein Gebiß verloren hat, haben leichtes Spiel bei der „teenagenden“ Jugend. Weiland diese nämlich im Saale „rock-twistende“ Tänze aufführt, daß die Lieblingsbauchtänzerin des Scheichs von El Kuwait unter fingerdicker Rougegeschichte vor Neid erblassen würde, fallen besagte Sänger vor dem Mikrofon in Trance und stöhnen etwas sehr modern Klingendes, das eben deshalb aber von niemandem verstanden wird. Die röhrenbehosten Tänzer führen mit ihren Damen Figuren aus, die irgendwie an die Hohe Schule des Jiu-Jitsu erinnern und können daher den Schilderungen des Sängers auf der Bühne über seine anscheinend ernsthafte Krankheit nicht folgen. Kurz nachdem der schweißbedeckte Bandscheibendompteur zusammenbricht, hallen die Hallen von Pfiffen und Go-Go-Rufen wider, was soviel bedeuten soll wie „Weiter, weiter!“ und heutzutage als schlichte Aufforderung zu einer Zugabe betrachtet werden kann. Hätten unsere jungen Zeitgenossen die Schallwellen dieser aufregenden Tonleiternfolge in ihren Ohren aufgefangen und auf Logik und Sinn der tönenden Reime gehört, würden sie jetzt flüchten, daß die Brandsohlen ihrer senkelosen Fußschoner ins Qualmen kämen. Soviel mit Oh-oh-ah-ah! zur ersten Kategorie der notenquälenden Mitbürger (Ähnlichkeiten mit modernen Schlagern sind rein zufällig). Während also die monosyllabischen Laute der obigen Gattung des „Homo kreischensis“ noch verschämt als im Ursprung dem „Vollmondanz der Kurikuri auf Borneo“ entstammend erklärt werden könnten, gibt es in der zweiten Klasse, von Kennern mit Recht als Extraklasse bezeichnet, Interpreten gepflegter Gemütsmusik, die nicht nur den Mut, nein, auch die Unbefangenheit zur Lächerlichkeit haben.

Nach dem Motto „Es reime sich“ lassen die Texter ihren Pegasussen die Zügel schießen. Der Sänger dieser grammusikalischen Versmaße ist bald gefunden, der Verleger auch, der in Kenntnis seiner Pappenheimer gleich eine Million Platten „plätten“ läßt. Daß es, um ein Beispiel zu nennen, heißt: „Torero, reitest du in die Arena ein!“ spielt bei uns keine Rolle. Aber, aber, wer wird denn gleich ...

Die Schlagersänger dieser Spezies des minneklagenden Homo sapiens scheinen außerdem durchwegs zuckerkrank zu sein. Jedenfalls ist der Saccharingehalt ihrer Arien beträchtlich. Zum homerisch ergreifenden Schluchzen der Töchter aller Förster und Goldschmiede, die sämtlich im Silberwald zu stecken scheinen, rauscht im Hintergrund dezent ein Wildwasserfall. In das Schlagen der Nachtigall hallt jäh das unheilverkündende Nachtzen der Raben ... es wird doch nicht ... doch es wird! Mit Rücksicht auf den herzkranken Schlagerfreund dröhnt der Schuß des Wilderers zwar nur gedämpft – aber es genügt, den Förster stöhnen und dann sterben zu lassen. Sein Dackel heult anfangs ein bißchen, dann klingt es wie höhnisches Lachen, etwa wie das des Schallplattenverlegers nach dem Verkauf der ersten Plattenmillion. Sie konnten zusammen nicht kommen? Seid beruhigt, Freunde, sie kommen zusammen, nicht weil sie es wollen, o nein?

Wie beginnt doch gleich ein Schlag(er): „Hoffnungslos sind viele auf der Welt ...“
Helmut Diem

Ein Pelikanheim in New Orleans

Von Rudolf Braunburg

Damals, als unser Haus das einzige unzerstörte in einer zerbombten Straße war, kam abends manchmal ein Neger zu uns, der sich mit mir auf die Terrassenstufen setzte, um ein wenig Deutsch zu radebrechen. Er entsprach ganz dem Bild, das man sich als Junge von einem Neger der Südstaaten macht: Breitschultrig, mit schaukelndem Gang, das Gesicht zähneblitzend zu breitem Grinsen verzogen, kam er abends häufig aus seinem Arme-LKW geschlendert, leerte seine riesigen Overall-Taschen auf dem Küchentisch meiner Mutter und plauderte mit uns. Aus jener Zeit der autoleeren Straßen, marktfreien Heißgetränke und Capri-Fischer aus jedem Lautsprecher ist mir von allen Nachkriegsschuljungenlebnissen dieser Neger am deutlichsten in Erinnerung geblieben, oder eigentlich nicht er, sondern das, was er erzählte. Ich las damals Karl May und Huckleberry Finn, sammelte Bilder von alten Mississippi-Booten und hörte Chikago-Jazz in den Tanzlokalen der G.I.s, und der Neger war die Verkörperung dessen, was für mich Amerika darstellte.

Dieser Neger also war eines Tages in rührender Hilfsbereitschaft bei uns erschienen, um uns Nachricht und Briefe meines damals in Gefangenschaft befindlichen Vaters zu bringen, den er, zur Wachmannschaft des gleichen Lagers gehörend, durch einige Tauschgeschäfte näher kennengelernt hatte. Nun, das alles liegt weit zurück, nicht vergessen aber habe ich, wie er abends zwischen meiner kleinen Schwester und mir auf den Stufen saß und von seiner Heimat erzählte, von New Orleans, von heißen Dezembertagen in den Sümpfen der Mississippi-Deltas, von Streifzügen durch schilfige Kanalufer, von der Weite der Bayonx-Landschaft, von den Filigranmustern der Balkone in Vieux Carré, von den Schreien, Flüchen und Gesängen auf den weißen Bananenbooten, die von Haiti herüberkamen, von den Blues-Sängerinnen von Rampart-Street, von der Sehnsucht nach einer fernen, traumhaften Landschaft, die betörend, verlockend und verwirrend durch seine nur halb verständlichen Worte in meiner Vorstellung von Abend zu Abend mehr Gestalt annahm. Mehr aber noch wurde ich von Fernweh und Sehnsucht gepackt, wenn er von seiner Mutter und von seinem Heim erzählte, von den blaßrosa Sonnenuntergängen über den Sumpfpfropfenwäldern, während er zeichnend vor seinem Haus saß und seine Mutter singend zum Bach hinunterging, um Wasser zu schöpfen, und wie sie abends in der Küche am Herdfeuer stand und durch ihre geheimnisvollen Handlungen mit Büchsen, Schachteln und Speisezutaten erregende Düfte von Zimt, Muskat und warmem Nußgebäck in die Wohnung zauberte. Dann war da noch von Pelikanen die Rede, in einem Zusammenhang, den ich nicht recht verstand, aber das Heim, die Mutter, die Landschaft standen bildhaft und plastisch vor meinen Augen, ich sah mich selber als Gast bei ihnen, saß auf der kostbar verglasten und mit bunten Marmorplatten ausgelegten Veranda und aß die fremdartigen Gerichte, die aus der Zeit der spanischen und französischen Besatzung stammten, während mein Blick über die endlose Weite der Sümpfe, Zypressenhaine und Fischerdörfer glitt, über denen träge und geheimnisvoll blaue Reiher kreisten, während auf Teichen und Tümpeln mit weitgespreizten Fängen klatschend weiße riesige Pelikane niederglitten. Diese unbekanntenen, nie gesehenen Vögel gehörten für mich einfach zu dem Bild, das Coleman durch seine Erzählungen in mir schuf, dazu. So daß ich eines Tages, von meinen Kameraden danach gefragt, was ich später als reicher Mann alles besitzen möchte, mit den Gedanken an das wie ein Märchenschloß in blauen Fernen dämmernde Haus mysteriös antwortete: ein Pelikanheim in New Orleans.

Mein Traumhaus aber erhielt noch eine Anzahl von Zimmerfluchten, Vorgärten und Säulenportalen dazu, als der Neger Coleman

sich eines Tages von uns mit einem breiten Lächeln, das die Wehmut in seinen kindlichen Augen nicht verbergen konnte, verabschiedete, mit der Nachricht, daß er nun in seine Heimat zurückkehren werde. Er habe auf die Möglichkeit, freiwillig auch weiterhin in unserem Orte bei seiner Einheit bleiben zu können, zugunsten seiner Rückkehr verzichtet. Diese Mitteilung beeindruckte mich nüchtern und materialistisch denkenden Schüler außerordentlich. Ich hatte ihn häufig in der be-



schlagnahmen Villa, die er mit einem Kameraden teilte, besucht. Er lebte dort inmitten der Mahagoni-Tische, Clubsessel, Ölgemälde und Steingärten wie ein Fürst, und es mußte meiner Meinung nach schon eine starke Macht sein, die ihn aus diesem sorgenfreien königlichen Leben fortzuziehen vermochte. Inzwischen ist der Neger Coleman längst verschollen oder tot oder vielleicht einfach fortgezogen; ich habe es in New Orleans nicht erfahren. Und auch mein Traum ist verfliegen, wie so viele Träume. Träume verflüchtigen sich meistens, wenn man sie Wirklichkeit werden lassen möchte, das ist nichts Neues; trotzdem und trotz des erahnbareren Ausgangs glaube ich, daß meine Geschichte auch weiterhin erzählenswert ist.

Eines Tages also, mehr als ein Jahrzehnt später, flog ich New Orleans entgegen: die tintenblauen Hügelwellen des Blue Ridge unter mir, die blendenden Rechtecke der Weizen-, die gedämpfteren der Tabakfelder, die Urwälder und Sümpfe von Alabama und Pearl River, am Horizont den Aquamarinstreifen des Golfes von Mexiko, den Damm über Lake Pontchartrain, den Fluß der Flüsse mit Baton Rouge über der rechten Flächenspitze, dann endlich, blendend hell an den Flußlauf gekrümmt und mit seiner Highwaybrücke und dem Band der Fähren wie mit einem Reif an ihn gekettet: die ersehnte Stadt, mit dem Gitterwerk der Kanäle, dem verflochtenen Labyrinth der Altstadt, den breiten Linealstrichen von Canal-Street und Tulane.

Es war Nachmittag, als ich zum erstenmal durch Lafitte ging, vorbei an den riesigen Sammelplätzen der Autohändler, voller chromblitzender Straßenkreuzer, die zu Spottpreisen und ohne Anzahlung zum Abholen bereitstanden, sandelholzgrau, coloradorot, türkisgrün, allaghaniblaue; Mulatten, Creolen, Chinesen, Neger, Franzosen schlenderten vorbei, Schiffssirenen unkten von den Quais herüber, die Fährboote nach Marrero heulten. Straßenpalmen klapperten im heißen Landwind, uralte Indianerfrauen mit regungslosen ledernen Gesichtern boten Pecan-Nüsse an, im Park vor der St.-Louis-Cathedrale stellten Maler ihre Flußlandschaften aus. Ich gab mich einen Tag lang dem Zauber der Stadt hin, abends bumelte ich durch die Geburtsstätten des Jazz, durch Basin Street und Royal Street, und um Mitternacht hupten noch immer die Autos. Erst am nächsten Tage versuchte ich, mein eigentliches Ziel ausfindig zu machen. Ich fühlte mich wie am Vorabend eines großen Ereignisses, mit einer Spannung, die von Straßenzug zu Straßenzug, von Busstop zu Busstop wuchs. Ich besaß die Adresse des Negers und mußte erfahren, daß nur wenig Menschen mir genaue Angaben über die Lage der gefragten Straße machen konnten, und je genauer die Auskünfte wurden, um so mehr entfernte ich mich vom Stadtkern, um so mehr näherte ich mich den Außenbezirken mit Benzinstationen, Lagerhallen, Schutthalden und Motels, von denen es an den Ausfallstraßen mehr gab als Wohnhäuser.

Endlich hatte ich auch den am weitesten aus der Stadt hinausfahrenden Bus verlassen und konnte mich nur noch am Rande eines benzindunstgeschwängerten und straßenkreuzerdurchglitlenen Highways als ungem geduldeter Fußgänger fortbewegen. Gleich neben der Autobahn begann der Urwald, der gelegentlich durch eine Lichtung den Blick auf die Moraste, Schilfwüsten und Sumpftümpel des Flußdeltas freigab. Der Mississippi schwang sich breit und sich kaum aus der Einöde abhebend dem fernen, unsichtbaren Golf entgegen. Sumpf- und Wasservögel kreisten über der schweigenden Ebene. Dies war ungefähr die Landschaft, wie sie mir bei den Schilderungen Colemans vorgeschwebt hatte, und auch eine weiße Villa entdeckte ich jetzt, am Rande des von Menschenhand zurückgedrängten Waldes. Sie hob sich wie ein letzter Vorposten der Zivilisation aus der quadratisch herausgeschnittenen Raseninsel hervor, und

auch sie entsprach mit ihrem Säulenvorbau, ihren bestreuten Gartenwegen, aber auch mit ihrer baumhohen Fernsehantenne und der unorganisch angefügten Autogarage meinen im Laufe der Jahre modifizierten und gemäßigten Vorstellungen des Pelikanheimes.

Allein, als ich durch die Pforte mit dem auf einem Betonpfahl ruhenden Briefkasten und Namensschild den Rasen betrat, erkannte ich, daß die Adresse nicht mit der gesuchten übereinstimmte. So ließ ich mir von dem mürrisch sich aus seinem Gartenstuhl erhebenden Besitzer den nicht mehr allzuweiten Weg weisen; seine Tochter lag gelangweilt und mit leerem Blick in einen Liegestuhl hingestreckt, vor einem Glas Whisky, aus dem Hause erklang das Gekeife einer Frau, das Türknallen des erwachsenen Sohnes, der in den Garten in den bereitstehenden „Thunderbird“ gestürzt kam und blinklichtfunkelnd auf dem Highway entschwand.

Hatte ich ohnehin schon lange das Ende meiner Reise und meines Pelikanheimes geadelt, so ließ der Seitenblick des Auskunftsgebenden und die Fußspur, der ich jetzt durch den Urwald folgen mußte, keinen Zweifel mehr übrig. Trotzdem traf mich der Ausgang unvorbereitet, weil ich auf einen solchen Grad der Enttäuschung, ja, Erschütterung, nicht gefaßt war.

Gestürzte, vermoderte Stämme, schwarzglänzende Tümpel, Dornengestrüpp versperrten mir den Weg. Der Boden war mit verdorrten Stechpalmen bedeckt, deren Blätter, hart wie Klängen, nach meinen Beinen stachen. Ihr blechernes Klappern und Scheppern und das Kirchenschiffdunkel unter den himmelverdeckenden Platanenwipfeln verlieh dem Waldgang etwas Unwirkliches. Von den Sumpfpfropfen herab hing in langen farblosen Bändern das Spanische Moos, ein Parasitengewächs, das den Baum erstickt und charakteristisch für Louisiana ist, blutrote Kardinalvögel huschten durch Lianen und Orchideengewächse; unter den riesigen Tellern der Rhododendronbüsche und an den Tümpeln ahnte ich Schlangen und Alligatoren.

Dann endete der Wald, Licht brach blendend herein, Rauchschwaden kreisten, dann sah ich es.

Vor mir lag die Trostlosigkeit einer Schutthalden-Landschaft. Unrat türmte sich auf Unrat; Autofriedhöfe, deren verrottete Polster und Bezüge von ihren Besitzern in Brand gesetzt waren und die wie ein ewiges Feuer schon immer gebrannt haben mußten und auch weiterhin brennen würden, gingen ineinander über, rostzerfressene Bettgestelle, Küchengeräte, undefinierbare Blechgehäuse, Bänder, Kästen, Kübel, Spiralfedern, Sägeblätter, Wagenräder lagen in Stapeln in der zertrampelten, verspölpften, verräucherten Ebene, ein unübersehbares Meer von Papier- und Aschehügeln dehnte sich stinkend zwischen toten Baumstümpfen und vermodertem Gesträuch. Und plötzlich waren auch Menschen da, Negerfrauen, Negergreise, Negerkinder. Sie wühlten auf den Halden nach Schätzen, und auch Hüften tauchten auf, Gebilde, die diese Bezeichnung kaum verdienten, zusammengefügt aus den Funden der Haldengräber, aus schäbigen Planken, Deckenlumpen und Türfragmenten, ohne Nägel zusammengehalten durch Erdaufwürfe und Steine, oder einfach aneinandergelehnt, eine Hülle aus Trümmerfetzen, die ein rostiges Bettgestell oder nur den matratzenlosen Rahmen umschloß, eine unvorstellbare Stätte unvorstellbarer Armut, in deren Mitte sich der schiefe Zigeunerwagen mit der gebrochenen Achse und dem rostzerfressenen Schornsteinrohr wie ein Palast ausnahm.

Hier fand ich die gesuchte Adresse, wenn auch nicht mehr den gesuchten Freund. Ich stand lange vor dem Barackenfetzen, umgeben von einer Schar kreischender Negerkinder. Ich blickte am Bach entlang, vorbei an glimmenden Grassteppen und Halden in die ferne Weite der Flußlandschaft mit den krei-

Oskar Matzerath erobert Amerika

Illustrationen: Joachim Braatz

senden Sumpfvögeln und dem schwermütigen Gesang der Frauen, die mit Blechkanistern zum Wasserschöpfen gingen. Und ich sah Coleman als Knaben hinunterrennen, über den Bach und in die Sümpfe, dem Abenteuer entgegen, auf Fischfang, auf Alligatorenjagd, ein glückliches Kind; und ich sah ihn in meiner Heimatstadt lächelnd Abschied nehmen von Villengärten und Mahagonimöbeln, um wieder hierherzukommen, wo er seine Kinderjahre

verbracht hatte, seine glücklichen Kinderjahre mit einer Mutter, die singend zum Wasserschöpfen ging, und es wollte kein Mitleid in mir aufkommen. Ich dachte an die gelangweilten, leeren Gesichter der Villenbesitzer, an die Zänkereien und den beobachteten Streit, und ich erkannte, daß jene nicht glücklicher als diese Menschen hier waren, und daß die Umwelt des Menschen wenig, sein Kern jedoch alles.



Gespräch mit dem Schriftsteller Günter Grass

Dem „Müller Matern mit dem platten Ohr“ gelang es, ein Säckchen mit zwanzig Pfund Mehl auf der Flucht über die Weichsel zu bringen, es bei einem Schiffsuntergang zu retten und durch die Kontrollen der Militärpolizei zu schleusen. Er ließ sich in einer alten Mühle zwischen Düren und Viersen am Niederrhein nieder; die Würmer in den Mehlsäcken sagten allen, die Fragen stellten, ihre Karrieren voraus. So pilgerten zur Dürener Mühle: Axel Springer, Rudolf Augstein und Gerd Bucerius, ebenso Erhard, Strauß und Adenauer sowie die Herren der Industrie, Krupp, sein Bevollmächtigter Beitz, Abs, Stinnes, Pferdenges, Thyssen und Direktoren der IG Farben-Nachfolgegesellschaften. Nachts kam sogar der ehemalige Leiter des Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts der Gewerkschaften (WWI), Viktor Agartz, zu dem Müller mit dem platten Ohr, um sich von dessen Würmern die Zukunft voraussagen zu lassen.

Das ist eine Story aus dem neuen Roman des Schriftstellers Günter Grass, der Mitte August bei Luchterhand unter dem Titel „Hundejahre“ verlegt wird. Grass las diesen Abschnitt unter Beifall seiner jungen Zuhörer beim „jungen forum '63“ in der altherwürdigen Engelsburg zu Recklinghausen. Vorher nahm sich der Dichter noch die Zeit, um dem „aufwärts“ zu einem Gespräch zur Verfügung zu stehen. Grass, geistiger Vater des Oskar Matzerath, jenes kleinen Jungen, der sich jetzt mit seiner „Blechtrömel“ Amerika erobert, wird mit diesem, seinem dritten Roman, wenn man die Novelle „Katz und Maus“ auch als Roman bezeichnet, Aufsehen erregen, wahrscheinlich mehr als mit der „Blechtrömel“, die in Deutschland bisher eine Auflage von 180000 Exemplaren erreichte.

War es unter Dichtern oft üblich, berühmte Personen als Vorbild für ihre Romanfiguren zu nehmen, so nennt Grass die Männer jetzt beim Namen. Viele bekannte Persönlichkeiten der Bundesrepublik werden in die kleinen Fabeln, aus denen der Roman zusammengesetzt ist – er enthält u. a. auch einen Einakter –, einbezogen und dabei unter das Grass-Feuer der Kritik genommen.

Der Schriftsteller selbst dazu: „Ich bin mal gespannt, ob sie mich verklagen. – Das können sie eigentlich nicht, denn es sind ja alles Personen des öffentlichen Lebens.“ Bleibt abzuwarten, wie die Betroffenen selbst reagieren. Grass, dunkelhaarig, fremdländisch, schnauzbärtig, eine „Type“, wirkt, obwohl seine unteretzte Figur Ruhe ausstrahlen könnte, bei Gesprächen nervös.

Der Mann der vielen Berufe: er ist Maler, Steinbildhauer, Schriftsteller und Graphiker – die Umschläge seiner Bücher entwirft er selbst –, formuliert seine Ausführungen stets scharf und teilweise sogar aggressiv, wobei die Härte durch ein freundliches Lachen zuweilen etwas gemildert wird.

Der Schöpfer der „Blechtrömel“ kennt nur die Auflagenhöhe des Buches in Deutschland. In wie viele Sprachen es übersetzt wurde und eine annähernde Angabe über die bisherige Gesamtauflage kann er nicht machen. Er zuckt mit seinen Schultern, nimmt einen kräftigen Schluck aus seinem Bierglas und sagt dann in seiner nüchternen Art: „Darüber wird das Finanzamt bald genaue Angaben machen können.“

Grass sieht eigentlich viel romantischer aus, als er ist; man kann ihn auch bei Gesprächen – nicht nur als Autor – getrost unter die Satiriker einordnen.

Brief an Anna Seghers

Nach der Errichtung der Berliner Mauer am 13. August 1961 hat Grass die Vorsitzende des Schriftstellerverbandes der Zone, Frau Anna Seghers, in einem an sie persönlich adressierten Brief zum Protest gegen die Maßnahmen

des Regimes aufgerufen. Auf die Frage, ob der Brief nicht Unmögliches gefordert habe, antwortete er fast entrüstet: „Aber nein, Frau Seghers ist doch so bekannt in der Welt, sie hätte etwas sagen können. Denn sie ist so populär, als daß man ihr etwas zuleide tun konnte; Unwichtigere sind ja denen da drüben un- bequemer; ich erinnere nur an den Leipziger Professor Hans Mayer.“

Und dann erzählte er – eine Zigarette wird rasch zwischen die Lippen geschoben –: „Das hundertprozentige Jasagen hat einigen drüben ja auch nichts eingebracht, denn die SED hat vor wenigen Wochen mit der Kritik an Künstlern eindeutig die Maske abgelegt.“ Weiter: „Vor der Errichtung der Mauer war ich beim Schriftstellerkongreß in Ost-Berlin. Mein Eindruck: Da sind keine Künstler, da sind reine Funktionäre am Werk, die einen straff ausgerichteten Kulturbetrieb leiten. Ich habe nie an ein Tauwetter in der Sowjetzone geglaubt.“ Grass muß dann wohl wieder an den Brief an Anna Seghers gedacht haben, weil er unvermittelt und ohne Übergang sagt: „Wer drüben das Stillschweigen der Leute billigt, der entschuldigt auch das Mitmachen von Herrn Globke.“

Der geschäftsführende Vorsitzende der CDU, Josef Hermann Dufhues, hat die Schriftstellervereinigung „Gruppe 47“, wenn man diesen äußerst losen Klub so nennen will, als eine geheime Reichsschrifttumskammer bezeichnet. Als die Sprache darauf kommt, wird Grass sichtlich nervöser. „Ich gehöre auch zu denjenigen, die Dufhues wegen Beleidigung und übler Nachrede verklagt haben...“

„Meinen Sie, daß dabei juristisch etwas herauskommt?“

„Egal wie der Prozeß auch ausgehen wird, Dufhues hat ihn auf jeden Fall verloren, denn er ist der Blamierte. Ich glaube fest daran, daß er seine Äußerung zurücknehmen wird, da sie einfach zu unqualifiziert war. Im übrigen sollte er mal einen Kursus über Literatur in seiner Volkshochschule belegen. Mir ist unverständlich, wie ein Mann in einer solchen Position so schlecht beraten sein kann.“

Da das Gespräch sich um die „Gruppe 47“ dreht, will der schnauzbärtige Ex-Danziger noch etwas anderes sagen. Bei der letzten Gruppentagung, während der „Spiegel-Aktion“, ist ein Manifest veröffentlicht worden, in dem der Landesverrat als ethische Pflicht bezeichnet wurde. „Ich möchte betonen, daß ich das Manifest nicht unterzeichnet habe, ja, ich habe sogar dagegen protestiert.“

Böse meint Grass dann: „Im übrigen war das Manifest noch in einem schlechten Deutsch abgefaßt.“

Grass will nach dem Erscheinen seines dritten Buches – er arbeitete an jedem Roman vier bis fünf Jahre – eine Zeitlang nichts tun.

„Vielleicht filme ich dann mal...“

Mehr war über seine Filmpäne nicht zu erfahren – er schwieg beharrlich. Auf eine weitere Frage, ob die vielen Kunstpreise, die Verbände und Städte an Künstler bei uns verleihen, nicht eine „Preisschwemme“ auslösten, meinte Grass: „Ich finde nicht. Den meisten Schriftstellern bei uns geht es wirtschaftlich nicht so gut. Die Preise machen sie dann zuweilen für ein Jahr finanziell unabhängig, und sie haben Zeit, an einem weiteren Roman zu arbeiten.“

Da er mit dem Vertreter einer Gewerkschaftszeitung sprach, wollte er noch etwas anbringen: „Wissen Sie, es ist eigentlich beschämend, daß die Industrie sich mehr um die Schriftsteller kümmert als die Gewerkschaften.“

„Warum, Herr Grass, lesen Sie beim ‚jungen forum‘?“

„Aus Sympathie zu den Gewerkschaften!“

Hans Dieter Baroth

Die japanischen Fischer

Unsere Regierung hat nunmehr als 68. Staat das Abkommen über die Einstellung der Atomtests unterschrieben. Es wäre wohl eher geschehen, wenn die Auswirkungen dieser Tests sich bei uns so bemerkbar gemacht hätten wie in Japan. Wir geben nachstehend darüber einen kleinen Bericht.

Am 1. Mai, gegen Tagesanbruch, schleppte ein japanisches Fischerboot, das den Namen Fukurya Maru, Glücklicher Drache, trug, seine Netze in 150 Kilometer Entfernung von Bikini durchs Meer. In der Dämmerung, die dem Tag voranging, sahen die Fischer nicht im Osten, sondern im Westen eine entsetzliche rote Sonne aufgehen. Das höllische Licht verlor sich in einer düsteren Wolke, die den Morgenhimmel weithin verdunkelte. Drei Stunden später begann ein weißer Aschenregen auf das Schiff zu fallen, der Stunden anhielt.

Beim größten Teil der Besatzung, die aus 23 Köpfen bestand, zeigten sich einige Tage später schmerzhaft Brandwunden. Alle litten an Kopfschmerzen und Übelkeit und kehrten eher, als sie vorgesehen hatten, in ihren Heimathafen zurück. Japanische Ärzte, Biologen und Atomspezialisten stellten fest, daß die ganze Besatzung in erstem Maße an der Strahlungskrankheit litt. Das Schiff selbst und ein Teil der gefangenen Fische, die bereits auf dem Markt verkauft worden waren, zeigten starke radioaktive Erscheinungen. Das erzeugte unter der japanischen Bevölkerung, die vornehmlich von Fisch lebt, alsbald eine Panik. Weil die H-Bomben-Versuche andauerten, mußten monatelang alle herangeführten Fische auf Radioaktivität untersucht werden. Manchmal mußten ganze Ladungen beschlagnahmt werden; das machte etwa ein Prozent der gesamten Fänge aus. Bei den ersten Ladungen war, wie sich herausstellte, nur die Haut der Fische in Mitleidenschaft gezogen. Allmählich verlagerte sich die Radioaktivität ins Innere der Fische, weil sie radioaktives Plankton gefressen hatten, das durch die Meeresströmungen über ein gefährlich großes Gebiet verbreitet worden war. Ende Mai wurde festgestellt, daß einige Fische vergiftet waren, die in einer Entfernung von viertausend Kilometer von Bikini gefangen worden waren; Anfang August kam in Tokio Fisch auf den Markt, der Tausende von Kilometern südlich von Bikini gefangen worden war, jedoch eine stärkere Radioaktivität zeigte als alle früher untersuchten Proben.

Am 14. Mai 1954 gab die amerikanische Regierung bekannt, daß eine Reihe von H-Bomben-Versuchen erfolgreich abgeschlossen seien. Am selben Tag wurde einer dieser nicht näher beschriebenen „Erfolge“ bekannt: Die Bevölkerung der Marshall-Inseln hatte eine Bittschrift an die Vereinten Nationen gerichtet, die Versuche zu unterbinden.

Ein Teil der Bevölkerung litt an Haarausfall, Brandwunden, Blutarmut und Blutkrebs. Außer 236 Marshall-Insulanern hatten infolge der Explosion vom 1. März auch 28 Amerikaner die Strahlungskrankheit bekommen. In der Petition wurde gleichzeitig über die Verseuchung des Trinkwassers geklagt.

Das war auch in Japan der Fall. Etwa Mitte April und Mitte Mai fielen über ganz Japan Regenschauer von so starker Radioaktivität, daß die Regierung in manchen Gegenden das Trinken von Regenwasser verbieten mußte. Die Filter der Wasserleitungen schienen den größten Teil der Radioaktivität zurückgehalten zu haben. In einzelnen Orten wiesen auch Gras und Kuhmilch Radio-



aktivität auf. Und das, obwohl Japan 5000 Kilometer vom Herd der Probeexplosion entfernt lag.

Mitte Mai hatte die japanische Regierung ein radiologisches Untersuchungsschiff in den Stillen Ozean gesandt, um sichere Fischereigründe suchen zu lassen. Die Ergebnisse dieser Untersuchung waren entsetzenerregend. In drei Meeresströmungen waren Seewasser und Plankton über sehr weite Gebiete verseucht. Inzwischen hatte eine Kommission von japanischen Medizinern einen vorläufigen Bericht über den Zustand der Kranken Fischer (von denen einer nach acht Monaten starb) herausgegeben. Sie hatten sich Dutzende von Seemeilen außerhalb der von den Atomspezialisten vorgeschriebenen verbotenen Zone befunden; anscheinend wußten die Wissenschaftler nicht genau, was sie taten. Die Kranken wurden durch Bluttransfusionen und Penicillin-Injektionen am Leben gehalten. Die blutbildende Funktion ihres Knochenmarks war um etwa 90 Prozent vermindert. Die Zahl der Samenzellen, die ihr Körper erzeugte, betrug noch nicht einmal ein Prozent der Normalzahl. Weiter stellte sich heraus, daß viele Samenzellen anomal waren. Selbst wenn die Kranken gesund wurden, blieb also die Gefahr bestehen, daß sie abnorme Kinder bekommen würden.

Lied aus Japan

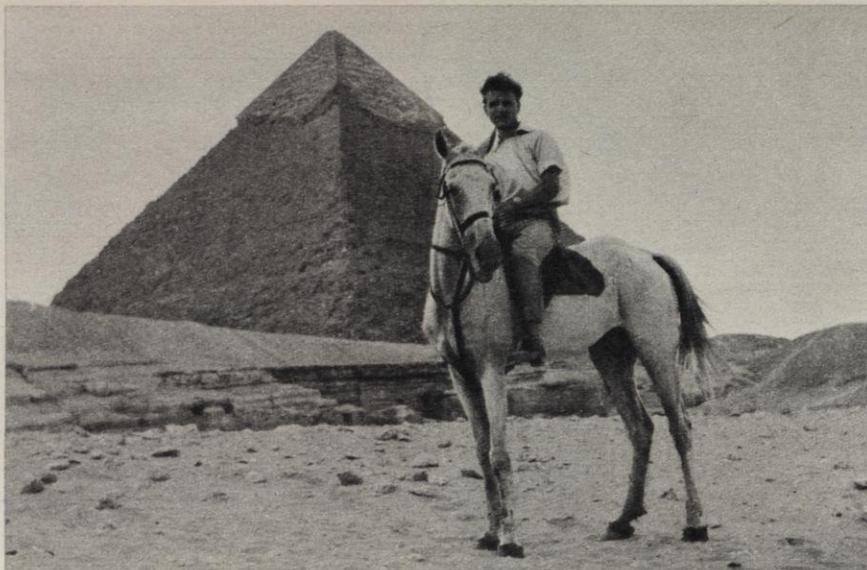
Wo die Stadt Hiroshima einst stand,
wo die Asche der zweihunderttausend jetzt ruht,
dort wächst das Gras, und das Unkraut blüht weiß.
Zwei jener Bomben sind mehr als genug!
Drum, Brüder und Schwestern, Augen auf! Gebet acht,
daß die dritte der Bomben nie kommt!

Aus dem Wolkengrau regnet es Gift,
und der Fisch trägt den Tod in der Tiefe der See.
Tot liegt auch das Boot, und der Fischer ist blind –
Zwei jener Bomben sind mehr als genug!
Drum, Bauern und Fischer, Augen auf! Gebet acht,
daß die dritte der Bomben nie kommt!

Wie ein Leichentuch hängt über uns
schwarz der Himmel, die Sonne dringt grau nur hindurch.
Unheilvolle Stille, kein Vogel singt mehr –
Zwei jener Bomben sind mehr als genug!
Drum, Brüder und Schwestern, Augen auf! Gebet acht,
daß die dritte der Bomben nie kommt!

Was auf Erden einst Menschenhand schuf,
gleich als wär' es ein Nichts, löscht die Bombe es aus.
Alles wird zu Staub, in Sekunden zerstört –
Zwei jener Bomben sind mehr als genug!
Drum, Völker der Erde, Augen auf! Gebet acht,
daß die dritte der Bomben nie kommt!

Im Schatten der Pyramiden



Der junge Mann hoch zu Roß heißt Bernd Längin und ist ein Druckerkollege aus Karlsruhe. Er unternahm eine längere Reise durch Ägypten und schickte uns untenstehenden Bericht.

Als ich das erste Mal die Wunderwelt des Orients betrat, bestürmten mich unendlich viele Fragen. Was sind die Freuden und Sorgen der hier lebenden Menschen, wie spielt sich ihr Alltagsleben ab, wie verhält sich der Muselman zu einem Christen, oder wie ist es mit den Lastern, die man den Arabern ja in so vielfältiger Weise zuschreibt – Opium, Haschisch, Harem, Bajadere, sind das alles nur Theorien sensationslüsterner Filmregisseure, was ist echte Tradition, und was ist nur ein Vorurteil? Daß die Eindrücke, die ein Globetrotter in den zweifelhaften Nachtlokalen von Kairo oder Beirut oder an den antiken Kostbarkeiten in Luxor und Jerusalem gewinnt, keineswegs die des wirklichen Orients sind, hatte ich schon bald gemerkt. Nicht das neue Hilton-Hotel in Kairo oder die Harun-al-Raschid-Straße in Bagdad sind die Merkmale ihrer Länder, denn nur wenige Kilometer davon entfernt offenbart sich dem Touristen eine völlig andere Welt, eine Welt voller Lärm, Schmutz und nicht immer besonders malerischen Elend, eine Welt, in der von den Wohlgerüchen des Orients, wie etwa Ambra, Lotus, Moschus oder Balsam, überhaupt nichts zu spüren ist!

Am Anfang war der Nil

Am Anfang war der Nil – so beginnt die sechs Jahrtausende alte Geschichte Ägyptens. Für mich war der Anblick dieses launenhaften Flusses ebenfalls ein Anfang – der Beginn einer mehrwöchigen „Entdeckungsreise“ durch das Land der Pharaonen oder wie es vielleicht später einmal heißen wird, durch das Land Gamal Abdel Nassers.

Während ich in der Nähe des Kairo Towers über eine sandige Glatze hinweg die für die Nilschiffer typischen Boote mit den überladenen, gebogenen Masten auf den Wellen beobachtete, mußte ich unwillkürlich Vergleiche zu einem anderen, ebenfalls heiligen Strom, dem Jordan, ziehen. Beide Flüsse sind die Lebensadern und Erhalter ihrer Länder, ihr Wasser hat den Wüsten fruchtbaren Ackerboden abgerungen, und beide haben ihre eigene, zum Teil mit viel Blut geschriebene Geschichte.

Während sich der Jordan, schmal und winzig klein anmutend, müde und unscheinbar durch eine mondähnliche Kraterlandschaft windet, um in der Nähe von Jericho in das Tote Meer zu münden, entführt der Nil, genährt von den Schneebergen Zentralafrikas, ungeheure Wassermassen aus dem dunklen, tropischen Sudan. Wenn der Fluß das sommerliche Hochwasser Abessiniens mit seiner wertvollen Schlammablagerung mit sich bringt, wird er sogar zu einer kaum zu bändigenden Naturgewalt – wenn die segensreichen Fluten des Jordans und des Nils einmal zu niedrig gehen, verrotten die Pumpen, zerfallen die Plantagen, müssen Menschen hungern und Tiere sterben! Der Jordan – was hatten junge Israelis an den Ufern dieses biblischen Stromes zu mir gesagt? „Ihr Deutsche braucht doch immer einen starken Mann, hinter dem ihr hertröten könnt, gestern war es Adolf Hitler, heute ist es Adenauer und morgen vielleicht Strauß!“ oder



Altes und ...

... neues Ägypten (Kairo)



„Was sind Sie, Deutscher? Wie können Sie in diesem Gefängnis leben!“ Ich kam mir damals vor wie auf einem Canossagang. Obwohl die junge Generation Israels das Wort Kollektivschuld bei uns Deutschen nicht gerne anwendet, wirbelten sie mit ihren Redensarten immer wieder die Asche in den Gaskammern von Dachau, Struthof oder Auschwitz auf. Sie betrachten zweifellos unser Land auch heute noch mit großer Sorge.

Ich liebe Eichmann!

Wie anders dachten doch die Menschen hier am Nil!

„Du Almani, ich liebe Hitler, ich liebe Eichmann!“

Der unendliche Haß der Araber gegen ihre israelischen Nachbarn ließ sie für den schauerlichen Beitrag der Deutschen zur jüdischen Geschichte, wie etwa die Nürnberger Gesetze, der Judenstern oder der Abtransport Unzähliger in letzter Zeit hauptsächlich den Mann, über den Israel das erste Todesurteil nach 13 Jahren, nach einem überaus fairen Prozeß fällte. Nach dem Vorbild Eichmanns sagte der Generalsekretär der Arabischen Liga, Azzam Pascha, bei Ausbruch des israelisch-arabischen Krieges am 14. Mai 1948: „Wir werden ein Massenschlachten veranstalten, einen Ausrottungskrieg, und wir werden töten, daß man von uns sprechen wird, wie von den mongolischen Massakern und von den Kreuzrittern!“

Wie uninteressiert an Politik, trotz einer Propagandakampagne, die der kommunistischen durchaus gleichkommt, sind jedoch die Nilfellenchen, die den größten Teil der ägyptischen Bevölkerung ausmachen! Besonders in den Städten hat man jetzt im Fastenmonat Ramadan viel Wichtigeres zu tun, denn der Winter ist die Hauptsaison der Touristen. Vor den mächtigen Pyramiden von Giseh prügelt man sich eifersüchtig, auf den Basaren Kairos, in den schmalen Gassen von Muski und Chal-Chalili rempeln sich die Eselskarren und die Lastenträger, an den Kreuzungen werden den Autofahrern giftige Flüche nachgerufen, und selbst die Polizisten haben ihre sonst so sprichwörtliche Ruhe verloren. Sie ziehen die handkarrenschiebenden Bauern an den Ohren über die Straßen, falls diese zu langsam sind.

Wer jedoch glaubt, daß diese Gereiztheit aus einer Überarbeitung resultiere, wird enttäuscht. Der heißersehnte Touristenstrom Ägyptens mit seinen Deviseneinnahmen läßt wie jedes Jahr auf sich warten, nicht zuletzt durch ein Verschulden des Israelboikottbüros, das die Liner der Schiffahrtsgesellschaften, die den israelischen Hafen Haifa anlaufen, auf die schwarze Liste bringt, d. h., diese dürfen in keinem arabischen Hafen mehr anlegen. Diese etwas skurrilen Blüten am Stamme der ägyptischen Politik haben zur Folge, daß die Kairoer Fremdenführer wie in einem Trancezustand auf dem Platz vor dem Ägyptischen Museum liegen, da die von ihnen angepreisene Sehenswürdigkeiten von Memphis bis nach Abu Simpel vor Leere gähnen, sobald das

Auf den Hügeln von Asolo



Ägyptische Schulkinder

Linien Schiff Alexandrien verlassen hat, und die Chartermaschine sich wieder in die Lüfte erhebt. Die Wasserverkäufer schieben sich apathisch durch den Staub der Straßen, immer darauf bedacht, daß sie nicht über die unzähligen Schläfer auf den Gehsteigen stolpern. Selbst draußen in der Sahara City, dem populärsten Nachtlokal Ägyptens, wo alte arabische Tänze, moderne europäische Tanzkapellen und italienische Schnulzentöne vorgestellt werden, sehen sich die dunkelhäutigen Bauchtänzerinnen und die lustigen Galla-Galla-Männer vor leeren Stühlen. Die wenigen Fremden, alle mit der Eilfahrkarte „Einmal Pharaonenzeit und zurück!“ schauen auch hier nur ganz kurz herein.

Und dabei sind die Dollars, Rubel oder DM der Touristen doch so notwendig für Ägypten. Wirtschaftlich und antik mutete mich das Land zwar geradezu vermögend an, doch die Bevölkerung ist arm, bitter arm. Es besteht ein himmelgroßer Unterschied zwischen den Städtern und den Bauern auf dem Lande. (Paris ist vielleicht Frankreich, Kairo aber nie Ägypten.) Etwa 50 Kilometer südlich Kairos habe ich einmal ein paar ungewaschene, zerlumpte Kinder beobachtet, die zwischen Blechbüchsen und anderem Abfall auf einem schmierigen Sandboden nach unverdauten Haferkörnern im Pferdemit suchten! Ein älterer Mann, der mir begegnete, hatte sein Augenlicht verloren, nur weil er ein ägyptisches Pfund (Touristenkurs etwa 9 DM) für die notwendigen Medikamente, die zu seiner Heilung notwendig gewesen wären, nirgends auftreiben konnte. Etwa 80 v. H. der Landbevölkerung ist von der Bilharziosekrankheit, einem Kräftezerfall, angesteckt. Bei einem Pro-Kopf-Einkommen von nicht einmal 80 DM im Jahr können es sich diese Leute nicht leisten, Schuhe anzuziehen, die den Wurmparasiten ein Eindringen in die Fußsohlen verwehren würden.

Geburtenüberschuß

Ein besonders wunder Punkt Ägyptens ist auch der Geburtenüberschuß. Alle 40 Sekunden kommt ein Ägypter zur Welt, für den später Arbeit und Nahrung gefunden werden muß. Der Bevölkerungszuwachs betrug allein 1960 4 1/2 Millionen. Die Heerscharen der Kinder, die den Touristen manchmal bettelnd überfallen, und die dabei über die Kindersterblichkeit (27 v. H.) leicht hinwegtäuschen, sind die große Sorge Nassers, gleichzeitig aber das Produkt niedriger Löhne (Kinder müssen ab dem fünften Lebensjahr arbeiten), unzulänglicher Bildung und zu wenig Arbeit. Die Revolutionsregierung steht dem Geburtenüberschuß bis heute noch machtlos gegenüber, da der Stolz auf die Nachkommenschaft bei den Fellachen besonders groß ist.

Als Nasser das äußerst schwere Erbe des korrupten Regimes König Faruks antrat, war auf dem ägyptischen Konto an Aktiva überhaupt nichts vorhanden, der Saldo jedoch überbelastet, und dabei wollte das vom Hungergespenst geplagte Volk den „Teufelskreis der Armut“ überspringen. Die Wirtschaft lag da-

mals ganz und gar in ausländischen Händen. Da sich der Erfolg einer Revolution nur dann einstellt, wenn man sich hier und da außerhalb der normalen Gesetze bewegt, also mit Mitteln, die naturgemäß revolutionär sind, kämpft, enteierte die Regierung das ägyptische Kapital. Nassers Ideen vom panarabischen Sozialismus und Nationalismus sollten das Land aus seinem politischen Dornröschenschlaf erwecken, und der Bevölkerung ein Existenzminimum, bestimmt aber ausreichend Nahrung sichern. 80000 britische Soldaten, die längs des Sues stationiert waren, mußten ihre Tornister packen und abziehen. Daß in Asien und Afrika Tradition und historischer Regionalismus jedoch ihre eigenen Gesetze haben, mußte auch der ägyptische Regierungschef bald einsehen. Während im übrigen Schwarzen Erdteil sich die Zahl derjenigen, die dem Stammesleben Lebewohl sagen, von Tag zu Tag mehr, arbeiten die Fellachen immer noch im alten Trott weiter. Die Zeit scheint bei ihnen stehen geblieben. Die Pläne Kairos stehen zwar auf dem Papier, doch schon das Lesen würde den zahlreichen Analphabeten Schwierigkeiten bereiten. Nasser wird wohl seinen Termin, in zehn Jahren den Lebensstandard der Bundesrepublik erreicht zu haben, noch etwas verschieben müssen.

Ich hatte häufig den Eindruck, daß Ägypten, das Land direkt unter dem Exerzierplatz der Sonne, heute noch mitten im Übergang zwischen einem unzeitgemäßen, allzu kapitalistischen Regime und einer völlig neuen Ära steht. Die Entwicklungshilfen aus Ost und West, mit deren Hilfe der größte künstliche See der Welt, der Assuanstaudamm, gebaut wird, helfen dem Land dabei, den Amoklauf in die europäische Zivilisation erfolgreich zu beenden. Ob es Nasser allerdings gelingen wird, den alten Glanz der Pharaonen wieder neu aufzupolieren, erscheint sehr fraglich. An Rückschlägen hat es in seiner Politik ja nie gefehlt. (Selbst der Assuanstaudamm, der das goldene Zeitalter für Ägypten bringen soll, erweist sich noch vor seiner Fertigstellung schon als viel zu klein, um die Bevölkerung ernähren zu können!) Im Orient sieht überhaupt das Morgen häufig anders aus als das Heute. Gamal Abdel Nasser wird sich wohl häufig sehnsüchtig der Standhaftigkeit der Pyramiden erinnern, die, bewacht von dem Riesenleib der Sphinx, unberrührt von den Geschicken Ägyptens als Zeugen fernster Vergangenheit in den Himmel ragen.

Fotos: Bernd Längin

Vor einiger Zeit kam mir ein Band „Monographien zur Weltgeschichte“ in die Hand, der Venedig als Weltmacht und Weltstadt behandelt. Bei der Lektüre verliebte ich mich mit allem Drum und Dran in eine Frau, die seit annähernd einem halben Jahrtausend tot ist. Sie heißt Catteriena Cornaro, und wenn ich ihr Bildnis betrachte, das übrigens kein Geringerer als Tizian gemalt hat, dann muß ich sagen, eigentlich ist sie gar nicht mein Typ.

Ihre Burg liegt auf einem der vielen Hügel, die der Landschaft zwischen Brentadolomiten und Adria mit ihren Rebhängen und stillen Zypressen einen fast homöopathischen Charakter verleihen. Die meisten dieser Hügel gehören heute englischen oder amerikanischen Millionären. Sie haben hier ihre Sommervillen, und wenn sie die Langeweile plagt, dann setzen sie sich ins Auto und fahren nach Venedig, ins Gritti oder in Harrys Bar. In einer knappen halben Stunde sind sie dort.

Die Cornaro brauchte für denselben Weg noch einen halben Tag oder mehr. Wenn sie in die Lagunenstadt kam, wurde sie mit den Ehren einer Königin empfangen. Die Republik stand tief in ihrer Schuld, und die Herren des Großen Rates wollten sich nicht lumpen lassen.

1497 hatte die schöne Catteriena König Jakob II. von Cypern geheiratet. Die Ehe kam durch die geschäftlichen Verbindungen ihres Vaters mit dem Hause Lusignan zustande. In Venedig wurde sie von Anfang an als ein politisches Ereignis aufgefaßt, denn durch sie wurde die Cornaro Königin von Cypern. Leider stand die Verbindung unter keinem glücklichen Stern. Bereits acht Monate nach der Hochzeit starb König Jakob.

Für die Republik Venedig wog dieser Todesfall schwer. Die nicht ganz unbegründete Besorgnis tauchte auf, Catteriena könnte eine zweite Ehe eingehen und mit ihrer Hand auch die Insel einer fremden Macht zubringen. Die Signorie kam zu einem raschen Entschluß. Sie entsandte Catterienas Bruder nach Cypern und ließ durch ihn die junge Witwe auffordern,

auf ihre königliche Stellung zu verzichten und nach Venedig zurückzukehren.

Ihre Ankunft im Frühjahr 1498 wurde zu einem der großartigsten Feste, die Venedig je erlebte. Der Doge selbst fuhr ihr in seinem goldstrotzenden Staatsschiff entgegen und führte sie durch die heimatlichen Fluten nach San Marco, wo Catteriena in einem feierlichen Staatsakt ihr Königreich der Republik vermachte. Die Republik ihrerseits revançierte sich mit Asolo, wo sich die Regina mit Malern, Dichtern und Musikern umgab und glänzenden Hof hielt. Während der Zeit ihrer Regentschaft wurde das kleine Bergnest fast so etwas wie ein frühes oberitalienisches Weimar.

Vom Standpunkt der Macht und des politischen Einflusses aus betrachtet hat die Cornaro gewiß ein miserables Geschäft gemacht. Dafür aber tauschte sie ein Leben in Schönheit ein, und das war dieser intelligenten und sympathischen Frau ihr cyprisches Königreich durchaus wert.

Und nun stelle man sich das bitte einmal heute vor. Stellen Sie sich vor, man könnte Monsieur Diem in Südvietsnam oder Tschiangkai-schek oder Herrn Ulbricht oder sonst einen, der Macht besitzt, mittels eines ganz persönlichen Angebotes bewegen, diese Macht freiwillig aus der Hand zu geben und dafür ein Leben einzutauschen ähnlich dem, das jener Catteriena Cornaro vor rund 500 Jahren immerhin ein Königreich wert war. Das ist zwar eine ein wenig absurde Vorstellung, kein vernünftiger Mensch wird mir da widersprechen – aber so muß man es sich ausdenken, wenn man begreifen will, wie sehr sich die Welt seither verändert hat.

Freilich kann ich mir auch nicht vorstellen, daß ich mich – angenommen ich wäre eine Frau und lebte im Jahre 2500 – über dem Studium einer Monographie des 20. Jahrhunderts ausgerechnet in einen der genannten Herren verlieben könnte.

Gerd Angermann

Der wackre Deutsche forcht sich nit!

Die Sonne schien, und auf dem Dorfplatz fand eine Wahlkundgebung statt. Alte Männer, die nichts Besseres zu tun hatten, Frauen mit Einkaufstaschen, neugierige Kinder und ein paar Osterurlauber. Eine Handvoll engagierter Kommunisten war natürlich auch unter den Zuhörern, denn schließlich handelte es sich um eine Wahlkundgebung ihrer Partei. Zwar konnten sie sich an den fünf Fingern abzählen, daß ihr Kandidat im südtiroler Dorf, Tirol bei Meran, nicht die geringste Chance hatte gewählt zu werden, doch wollten sie ihm Mut machen und gaben sich darum alle Mühe, wenigstens akustisch die nicht vorhandene wogende Zuhöreremenge vorzutauschen.

Da geschah plötzlich etwas Unerwartetes. Ehe die mehr gelangweilten als vom Funken der Weltrevolution entzündeten Altbauern und Hausfrauen begriffen was geschah, enterte ein milchgesichtiger Jüngling die Tribüne und schickte den Redner mit einem Haken auf die Bretter. Rasch hinzuspringende Carabinieri konnten nur noch den zu Boden Gegangenen auszählen und Sieg durch technischen K.o. agnoszieren.

Dann wurde der ausgeknockte Redner mit einem Schock und geschwellenem Kiefer in das Krankenhaus eingeliefert, während der unbekannteste Faustkämpfer zwecks Feststellung seiner Personalien auf die Wache gebracht wurde. Dort entpuppte er sich als 21jähriger deutscher Urlauber aus Golm in Niedersachsen. Nach dem Motiv seiner Tätlichkeit befragt, gab er an, daß er den Kommunismus hasse. Dies schien dem zornigen jungen Mann

eine hinreichende Erklärung. Und wie die Dinge heute nun einmal liegen, werden ihm nicht nur im niedersächsischen Golm Leute beipflichten. Sie werden in ihm einen mutigen, wenn auch vielleicht ein wenig allzu heißspornigen Kämpfer gegen den Weltfeind erblicken, und sollte ihm ein italienisches Gericht eine Strafe wegen Körperverletzung aufbrummen, wird man hierzulande sicher wenig Verständnis dafür zeigen.

Verurteilt werden ihn wieder einmal nur die Linksinstruktuellen. „Was ist das für ein Benehmen im Ausland!“ werden sie sich entrichten. (Als ob man mit gutem Benehmen etwas gegen den Weltkommunismus ausrichten könnte!) Sie werden den Vorfall aufbauschen und als betrübliche Folge einer verfehlten politischen Erziehung hinstellen, die aus dem Kommunismus einen Buhmann macht, statt die Jugend zu intellektueller Auseinandersetzung mit dieser Ideologie zu erziehen. (Als ob sich die Mauer wegdiskutieren ließe!) Aber zum Glück geben diese Eierköpfe bei uns nicht den Ton an. Die Mehrheit unseres Volkes hat sich ein gesundes Empfinden bewahrt. Sie weiß, daß der Osten nur eine Sprache versteht: die Sprache der Gewalt. Die Faust im Nacken erspart das Argument.

Der mutige rechte Haken von Tirol wird, dessen dürfen wir sicher sein, nicht ungehört verhallen. Der Kreml weiß jetzt ein für allemal: Der wackre Deutsche forcht sich nit und ist im Kampf gegen den Weltkommunismus nie im Urlaub!

G. A.



Manfred Schneider hielt die Eröffnungsrede

Solidarität '63

4. Bundesjugendtreffen
IG Bergbau und Energie

Unter den 2000 jungen Gewerkschafterinnen und Gewerkschaftern, die übers Wochenende aus allen Bergbaugebieten der Bundesrepublik zum 4. Bundesjugendgruppentreffen der IG Bergbau und Energie nach Bochum kamen, waren auch einige, die am 1. IBFG-Weltjugendtreffen teilgenommen hatten. Sie brachten die schöne, leuchtend blaue Fahne des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften mit, die im Reigen unzähliger eigener und DGB-Fahnen sofort Mittelpunkt wurde, und sie gaben denen, die in Wien nicht dabei sein konnten, begeistert Kunde von der dort erlebten Völkerverständigung und der Notwendigkeit und Möglichkeit weltweiter Solidarität. Solidarität der jungen Arbeiter und Arbeiterinnen sollte (und konnte!) auch diese Gemeinschaft beweisen. Was lag näher, dem Anspruch im Motto des Treffens Ausdruck zu geben: „Solidarität '63“. Schon beim Einzug in die Zeltlager konnte man prächtige Wiedersehensszenen beobachten, und im Verlauf der nächsten Stunden wurden

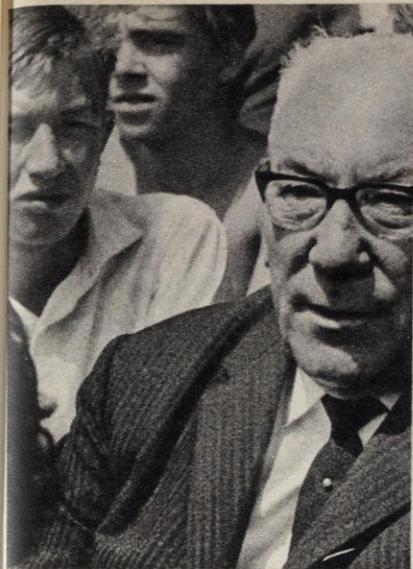


viele neue Freundschaften geschlossen und so manche alte mit Cola oder Limonade begossen. „Alkohol gibt's hier nicht“, gestand der Getränkeverkäufer augenzwinkernd. Es wurde heiß diskutiert in diesen Tagen, und viele Erfahrungen und praktische Ratschläge für die Gruppenarbeit konnten ausgetauscht werden. Aber auch Musik, Spiel und Sport schrieb man groß. Viele Jugendgruppen brachten Ausschnitte aus ihrem Unterhaltungsprogramm. Im sportlichen Wettstreit maßen sich junge Bergarbeiter, deren Leistungen jedem größeren Sportfest Ehre gemacht hätten. Zwischen zwei Ausscheidungskämpfen auf einen Sprung ins Bergbaumuseum. Hier war eine Ausstellung zu besichtigen: „Entspannung durch Hobbys“. „Es sind nur Freizeitarbeiten junger Kolleginnen und Kollegen ausgestellt, die eine wirkliche Anregung für andere Gruppen darstellen“, erklärte uns der Führer nicht ohne Stolz. Sein Stolz war berechtigt. Es entstanden zum Teil Muster von hoher Kunstfertigkeit, anregend zu eigener schöpferischer

Lieder aus dem Harz

Abendveranstaltung:
„Na, der war aber besser als Peter Kraus!“





Heinrich Gutermuth im Kreise der Jugend



„Wenn ich den doch erwischt hätte...“



Arbeit. Am Abend zwei Unterhaltungsveranstaltungen, deren Programme wieder von den Gewerkschaftsgruppen bestritten wurden. H. O. Vetter und Rudi Nickels (beide vom Hauptvorstand der IGBE) sprachen zum Thema Solidarität. Sie setzten die ansteigende Bedeutung und Macht der Gewerkschaften in enge Beziehung zum jahrzehntelangen opferbereiten Zusammenhalt der arbeitenden Menschen.

Am Sonntagmorgen sportliche Entscheidungskämpfe. Im Fußball gewann die Mannschaft aus Niedersachsen, im Handball wurden die Kollegen aus Moers Bundessieger. Fahneneinzug ins Stadion, der Fanfarenzug von der Saar spielte auf. Dann sprach der Vorsitzende der IG Bergbau und Energie, Heinrich Gutermuth. Kollege Gutermuth kündigte weitere Stilllegungen von Schachanlagen und die Abwanderung der besten Arbeitskräfte aus dem Bergbau an.

Diese Flucht aus dem Bergbau werde noch durch den Rationalisierungsverband verstärkt, weil dieser das Zechensterben fördere. Die



Aber Twist können sie auch...



wirtschaftliche und technische Struktur entspräche schon seit Jahrzehnten nicht mehr den Anforderungen, die an einen modernen Energiewirtschaftszweig gestellt werden müßten. Die von der Bundesregierung vorgeschlagene Gründung des Rationalisierungsverbandes sei das Eingeständnis, daß der Steinkohlenbergbau auf privatwirtschaftlicher Basis nicht erfolgreich geführt werden könne. Die notwendige Schlußfolgerung daraus sei eine Überführung des Kohlenbergbaus in Gemeineigentum. Kollege Gutermuth kritisierte ferner, daß alle acht Änderungsvorschläge der IGBE zum Entwurf eines Gesetzes zur Förderung der Rationalisierung im Steinkohlenbergbau von der Mehrheit des Bundestages abgelehnt wurden. Eine Möglichkeit zu einer fortschrittlichen Energiepolitik bleibe damit ungenutzt. Auch im Wirtschafts- und Sozialausschuß der EWG sei man nicht bereit, die Rolle des Bergbaus als Energieträger entsprechend anzuerkennen.

Gutermuth sprach sich nachdrücklich gegen ein Europa der Vaterländer nach den Vorstellungen von Staatspräsident de Gaulle aus und bekräftigte die Forderungen des DGB nach Schaffung der Vereinigten Staaten von Europa unter Beteiligung aller demokratischen Völker der freien europäischen Länder.

Kollege Gutermuth würdigte die Bedeutung der Jugend in den Gewerkschaften und sagte wörtlich: „Die junge Generation wird es sein, die unter Zurückstellung von kleinlichen Interessenstandpunkten, engstirnigen nationalen Überlegungen oder regierungspolitischen Bedenken die Vereinigten Staaten von Europa verwirklichen wird.“

Nach der Rede Gutermuths erfolgte die Siegerehrung in den einzelnen Sportdisziplinen; Zeit genug, noch einmal im Fluge die vergangenen ereignisreichen Stunden zu streifen. Ein letzter Blick zurück auf die Zelte, die sich vor einer typischen Ruhrgebiets-Kulisse – grünes Weideland, dunkle Fabrikschornsteine und helle Neubauwohnungen – strahlend weiß abheben.

Ein harmonisches, von Bundesjugendsekretär der IGBE, Manfred Schneider, und seinen Helfern meisterhaft organisiertes Jugendtreffen ist zu Ende.

Zwei Jahre dauert es bis zum nächsten Treffen, zwei Jahre müssen die meisten nun warten, bis sie sich wiedersehen und über all ihre vielen Probleme sprechen können. „Eigentlich dauert das viel zu lange“, sagte ein nicht mehr ganz junger Kollege, „denn es ist immer wieder ein schönes und wichtiges Erlebnis für uns!“

Hans Plück

Fotos: Udo Hoffmann

Sprung über die Mauer

Erzählung von Ernst Kreuder

Ich will versuchen, es Ihnen klarzumachen. Zu einem von der Zukunft kann man ja offen sprechen...

Ich ließ mich nicht eigentlich von ihr überreden, ich ließ mich herausfordern. Man sollte es nicht tun. Sie kennen Therese, meine Schwägerin. Sie tippt meine Manuskripte, erledigt einen Teil meiner Korrespondenz und kümmert sich um die Steuererklärungen. Bisher hielt ich auch etwas von ihrer Kritik.

Ich ging gestern nachmittag zu ihr zum Tee, sie wohnt einen Häuserblock entfernt. Während ich die Abschriften durchsah, die sie zurechtgelegt hatte, fing sie damit an. Du lebst hier etwas zu regelmäßig, meinte sie, vielleicht auch zu bequem. Man merkt es deinen letzten Erzählungen an. Sie sind zwar flüssig und nicht ohne Spannung, aber es fehlt ihnen die Frische, entschuldige, ich sehe da ein Nachlassen der erzählerischen Substanz. Liegt das nicht an einem Mangel an eigenen, neuen Erlebnissen?

Erst jetzt wurde ich stutzig. Vor rund zwölf Jahren kehrte ich, wie Sie ja wissen, halbverhungert aus dem Lager von Sinzig zurück. Ich hatte damals genug von 'eigenen Erlebnissen'. Im Gegenteil, dieser im Ruhrkessel gefangengenommene Obergefreite wußte in den nächsten Jahren sozusagen gar nicht, wohin mit diesem Vorrat, wohin mit diesen Erlebnissen von sechzig wüsten Monaten...

'Nachlassen der erzählerischen Substanz'. Sie werden es selbst wissen, wie man von diesem Vorwurf getroffen werden kann. Ich fragte Therese, ob sie mich für ferienreif hielte, ob ich verreisen solle. Reisen, meinte sie zweifelnd, sind das heute noch echte Erlebnisse? Dann wurde sie noch deutlicher. Man könne sich nicht jahrelang ausschließlich von Theaterstücken, Filmen und spannenden Romanen anregen lassen. Schließlich warf sie mir, sie bevorzugt solche Formulierungen, Mutterverlust vor. Ein scheußliches Wort, es erinnert mich außerdem an Blutverlust...

Ich wäre jetzt nicht hier bei Ihnen, wenn ich mich nicht hätte herausfordern lassen. Fröstelnd, in schlechten Schuhen und diesem ausgefransten Anzug stand ich heute früh an der Autobahn-Einfahrt Richtung Stuttgart-München. Mit dem Daumen übte ich das bekannte Anhalterzeichen. Ich war ohne Gepäck, das Nötigste in den Taschen, vor allem Feuerzeug und Taschenmesser. Ich sah wenig anziehend aus, und als die Sonne von dunklen Wolken verdeckt wurde, begann es zu regnen. Ich klappte den Rockkragen hoch und legte mir ein Taschentuch auf den Kopf. Über eine Stunde beachteten mich die vorüberkommenden Fahrzeuge nicht im geringsten. Dann näherte sich eine schwarze Limousine älterer Bauart, sie fuhr langsam vorbei und hielt. Am Steuer saß ein grauhaariger, sehniger Fünfziger mit eigentümlich ausgetrockneter Gesichtshaut. Er betrachtete mich kühl. Dann wies er mich mit einer Kopfbewegung an, hinten einzusteigen. Die ältere, vogelgesichtige Frau in Schwarz neben ihm hatte flinke, wachsamen Augen. Ich bedankte mich und stieg hinten ein, und der Wagen fuhr weiter.

Niemand fragte mich, wohin oder wie weit. Der Mann im grauen Anzug beobachtete mich zuweilen im Rückspiegel. Man erlaubte mir, zu rauchen, gesprochen wurde in den nächsten Stunden nichts. Als der Wagen bei einer Stockung in eine Wagenschlange geriet, drehte sich der Grauhaarige um und fragte, ob ich in Urlaub führe. Ich verneinte, etwas unsicher. Um ihm überhaupt etwas zu sagen, murmelte ich ein Wort, das wie Stellungssuche klang. Jetzt fragte er nach meiner Beschäftigung. Wieder versuchte ich, mich herauszureden und deutete etwas von 'Geschichten' an. Er zeigte zum erstenmal Interesse. Verstehe, sagte er langsam, mit einem trockenen Grinsen. Dann meinte er vorsichtig, vielleicht wüßte er eine Tätigkeit für mich. Es käme darauf an, ob ich wirklich Wert darauf legte, eine Zeitlang unauffällig zu leben...

Hinter uns hupen mehrere Wagen, wir fuhren weiter, und die Sonne glänzte wieder in den Wiesen. Am frühen Nachmittag, in der Nähe von Fürstfeldbruck, bog der Wagen, trotz der aufgestellten Sperrschilde, in eine sandige Ausfahrt ein, fuhr durch einen Tannenwald und, als der Wald aufhörte, an einer hohen, alten Mauer entlang. Dann hielten wir vor einem Tor mit spitzen Gitterstangen. Die ältere Frau stieg aus, blickte sich flink um und schloß das Tor auf. Wir fuhren unter großen Tannen weiter, und ich sah im Rückspiegel, wie sie das Tor abschloß und mit einer Kette und einem Vorhängeschloß sicherte. Die Limousine hielt vor einem grauen, zweistöckigen Gebäude und aus der Tür lief ein großes, dunkelhaariges Mädchen. Ich hielt es für zwanzig. Jetzt blieb es erschrocken auf der bemoosten Steintreppe stehen. Es war zum Ausgehen angezogen, zu dem hellblauen Kleid trug es eine Maroquintasche am Schulterriemen. Während das Mädchen ratlos zu mir herblickte, sprang der Graukopf aus dem Wagen, lief die Stufen hinauf und zog das Mädchen am Arm ins Haus.

Ich stieg aus, ging die Stufen hinauf und drückte die Klinke nieder. Abgeschlossen. Ich klopfte und rief, umsonst. Dann ging ich um das düstere Gebäude herum, aber die Fenster lagen hoch und waren vergittert. Durch eine Hintertür kam der Grauhaarige heraus, schloß ab und winkte mir. Wir gingen

zwischen Gebüsch zu einem niedrigen, roten Ziegelbau. Er stieß die Tür auf, und ich sah einen kahlen Raum mit einem eisernen Feldbett, einem Gestell für die Waschschüssel, einer Bank und vier Kleiderhaken in der Wand.

'Über Ihre Tätigkeit hier sprechen wir später', sagte er, und ich fürchtete, seine ausgetrocknete Gesichtshaut könnte beim Sprechen knistern. 'Sie sind hier in jedem Falle gut untergebracht, es wird Sie niemand hier finden. Bitte, machen Sie sich's bequem, ich hole Sie später zum Essen.'

Ich blickte ihm nach. Auch sein Gang wirkte ebenso gewandt wie undurchsichtig. Seine Bereitwilligkeit schien mir schon mehr als berechnend. Ich schlenderte etwas herum. Gesicht und Gestalt des hübschen, erschrockenen Mädchens auf den Treppenstufen blieben mir unsichtbar vor dem Blick. Ich stand unter den Tannen und hoffte, sie wiederzusehen. Nichts. Dann schlich ich mich ans Haus heran, wartete und hörte drinnen das Telefon klingeln, lang und schrill. Ich hörte das Zuschlagen von Türen, dann wurde es still, und ich ging wieder unter die Tannen. Nach einiger Zeit stieg Rauch aus dem mittleren Schornstein, dicker, schwarzer Qualm. Jetzt wurde mir unbehaglich.

Ich zwängte mich durch eine Zypressenhecke und ging durch das hohe Wiesengras auf die fernen Umrisse der Mauer zu. Die Sonne schien heiß, und die einzementierten Flaschenscherben auf dem Mauerkranz funkelten. Man ist nicht mehr der Allerjüngste. Schließlich entschied ich mich für einen alten Nußbaum, einige seiner breiten Äste hingen bis über die Mauer. Mühsam, mit Pausen, zog ich mich hinauf. Als ich endlich nach dem untersten Ast greifen konnte, packte mich jemand an den Füßen und hielt sie fest.

Ich schwitzte bereits. Versuchen Sie nur einmal, sich zu wehren, wenn Sie sich in der Höhe festhalten müssen. Die Arme wurden mir schon lahm, und ich hatte keine Schritte unten gehört. Ich drehte den Kopf, blickte über die Schulter hinunter in das abgespannte, gerötete Gesicht des dunkelhaarigen, großen Mädchens.

'Wo wollen Sie denn hin?' fragte sie etwas atemlos. Dunkle Haarsträhnen hingen ihr ins Gesicht. Mich überkam die alte

Unentschlossenheit. Ein junges, schmales Gesicht mit braunen, runden Augen und vollen, weichen Lippen.

'Auf die andere Seite', sagte ich, 'falls Sie meine Füße loslassen.'

'Bitte', sagte sie, 'ich möchte auch hinaus, bitte!' Ich schaute über die Wiesen zurück, der Schornstein qualmte schwarz, und blickte wieder zu ihr hinunter.

'Aber wir müßten uns beeilen', sagte sie mit einem ungeduldigen Lächeln.

Ich zog mich auf den untersten Ast, setzte mich in die Gabelung, klemmte die Füße um den Stamm, beugte mich hinunter und zog sie an den Händen herauf. Ihr Kleid rutschte hoch, und ich mußte mich viel zu sehr anstrengen, um an ihren langen Beinen und ihren hübschen Knien mehr als flüchtigen Gefallen zu finden. Außerdem hörte ich Schritte durchs Gras kommen, dann knurrte ein Hund.

'Werfen Sie Ihre Tasche hinüber', sagte ich, als sie neben mir saß, 'sonst bleiben Sie an diesem langen Riemen hängen.' Wir hangelten an den Ästen bis zum Mauerkranz, und ich sprang zuerst hinunter. Dann fing ich sie auf. Hinter der Mauer hörte ich Hundegebell. Sie holte ihre Tasche aus dem Gras, und wir liefen hinter die Erlensträucher am Bach und setzten uns keuchend in den Schatten. Ich beobachtete die Mauer durch die Zweige.

'Hier können wir nicht bleiben', sagte das Mädchen neben mir. Sie strich die Haarsträhnen aus dem Gesicht, und ich erinnerte mich wieder an das lähmende Gefühl, das ich vorhin hatte, als ich den jungen, schmalen Körper nach dem Aufhängen festhielt...

'Wo wollen Sie denn eigentlich hin?' sagte ich leise. Die Flaschenscherben blinkten in der Sonne. Über der Mauer zeigte sich niemand.

'Würden Sie mich denn ein Stück mitnehmen?' fragte sie flüsternd.

'Dort oben steht jemand', sagte ich, 'ganz am Ende der Mauer, mit einem ausgewachsenen schwarzen Schäferhund.'

'Dann müssen wir hinter den Hügel', sie zog mich am Arm hoch, 'dort sind die Wasserkammern.'

'Aber der Wolfshund ist doch angebunden', sagte ich, 'außerdem hat er einen Maulkorb um.'

Sie rannte schon unter den Sträuchern davon und sprang über den Bach, fiel hin und rannte weiter. Ich holte sie hinter dem Baumhügel ein, dort hörte man schon das Rauschen in den Wasserkammern.

Mit dem kurzen Schraubenzieher am Taschenmesser brachte ich die Dreikantöffnung des Türschlosses auf, die blaugestrichene Eisentür öffnete sich nach außen. Drinnen war es dunkel, kühl und ziemlich eng. Ich ließ einen winzigen Türspalt offen und hätte jetzt gern eine Zigarette geraucht.

Ich beobachtete die Richtung, aus der wir gekommen waren, und spürte im Rücken die Linie ihres Körpers. Die Wasser rauschten ununterbrochen, wir hätten uns nur laut unterhalten können. Nach einer Viertelstunde gab ich es auf und trat hinaus. Ich blickte mich nach allen Seiten um und gab ihr ein Zeichen.

'Wer', sagte ich entschlossen, 'folgt Ihnen denn eigentlich?' 'Ich seh' es Ihnen an', sagte sie rasch, 'Sie werden mir doch kein Wort glauben.'

'Bisher', sagte ich, 'hörte ich noch nicht viel von Ihnen.'

'Wir müssen jetzt hinüber in den Wald', sagte sie, und ich folgte ihr noch einmal quer durch die Wiesen. Dann setzten wir uns in den Schatten der Fichten, und ich hörte in der Ferne manchmal das Rollen von Fahrzeugen.

'Wie heißen Sie eigentlich?' sagte ich. Jetzt konnte ich endlich rauchen. Sie zog einen langen Grashalm durch ihre hübschen Lippen. Ihr Gesicht war noch gerötet, sie lächelte mutlos.

'Ist es nicht besser', sagte sie, 'Sie wissen meinen Namen nicht, falls... ich meine, wenn man Sie verhören sollte...'

'Verhören?' sagte ich, 'was haben Sie denn in dem Haus hinter der hohen Mauer angestellt?'

'Oh, nichts', sie griff nach meiner Hand. 'Bitte, es ist bestimmt besser, Sie wissen überhaupt nichts von mir.'

Ich drehte ihre beiden Hände herum. 'Mit Tinte haben Sie dort nicht geschrieben', sagte ich, 'aber mit der Maschine, mit Durchschlägen. Was haben Sie dort geschrieben?'

'Wer sind Sie eigentlich?' sagte sie, sie rückte heran, näher. Mir gefiel ihr munteres und törichtes Lächeln.

'Hier im Wald', sagte ich und legte meinen Arm leicht um sie, 'was helfen uns hier Vornamen oder Zunamen. Sie können mich ja Karl nennen oder Felix.'

'Karl', sagte sie, und ich sah, es ging ihr wieder besser. 'Und Sie?' sagte ich.

'Auch mit K', sagte sie, 'vielleicht Katherine?'

'Katherine und Karl', sagte ich und gab den Widerstand auf sie nicht mehr länger nicht zu küssen. Dazu kam es nicht.

'Dort', sagte sie im gleichen Augenblick, 'der schwarze Hund.' Sie deutete auf den Baumhügel. Wir krochen hinter den Stamm und beobachteten den Hügel. Der Hund rannte hinunter zu den



Wasserkammern. Er war nicht mehr angebunden und ohne Maulkorb. Wir gingen tiefer in den Wald, und das Lärmen der Fahrzeuge drang näher. Der Waldboden senkte sich, und dann schimmerte das graublau Kleinpflaster der Waldchaussee durch die Bäume. Wir gingen bis zu dem sandigen Straßenrand. Sie hängte sich bei mir ein und sagte: „Sind Sie auch wirklich arbeitslos, Karl?“

„Langst“, sagte ich. „In der Früh stand ich schon einmal eine Stunde an der Autobahn. Sind Sie schon Anhalter gefahren?“

Sie lachte munter, und ich hörte den Lastwagen hinter der Steigung heraufkommen und hielt sie fest und küßte sie auf die Lippen. Sie wehrte sich, ihre Lippen waren warm, und ich wurde nicht wiedergeküßt. Ich winkte dem heranbrummenden Lastwagen, und er fuhr an den Straßenrand und hielt mit lautem Motor. Ein silbriger Omnibus aus Schweden überholte. In der Führerkabine saßen drei hemdsärmelige Männer. Der Fahrer grinste und deutete nach hinten. Ich hob sie hoch, und sie zog sich über die Seitenwand. Dann kletterte ich nach, und der Lastwagen fuhr an, und wir setzten uns auf die Dachpappe. Das Gerumpel war so laut, daß wir die Worte hätten rufen müssen. Ich zog sie an mich und wartete, und dann schloß sie die Augen und küßte mich, und der Schatten der Tannen hörte auf, und das grelle Sonnenlicht fiel in den Wagen. Ein Traktor tuckerte vorüber, und sie strich ihr Haar zurück, das Pflaster wurde holprig, und wir fuhren zwischen Gehölzen die Dorfstraße hinunter und über einen sandigen Platz mit einem Brunnen und hielten neben einem zugedeckten Karussell. Die Hemdsärmeligen stiegen aus und gingen über den Platz in die Wirtschaft „Zum Lamm“.

Ich stand auf und blickte vorsichtig über die Seitenwand. Eine Zeitlang fuhren nur Radfahrer vorüber, dann kam wieder ein Omnibus, ein blauer Lieferwagen und ein Motorroller. Ich drehte mich schon erleichtert um, und dann sah ich die schwarze Limousine. Sie stand hinter der Litfaßsäule, und der Grauhaarige beobachtete die Omnibushaltestelle. Gegenüber, hinter der anderen Haltestelle, ging die vogelgesichtige Frau in Schwarz langsam auf und ab. Ich setzte mich wieder auf die Dachpappe.

„Könnten wir nicht aussteigen und mit einem Omnibus weiterfahren?“ fragte Katherine.

„Wir wollen noch etwas warten“, sagte ich. „Vielleicht ist die schwarze Limousine schon unterwegs, und hier sind wir vorläufig in Sicherheit.“

„Sie haben draußen etwas gesehen!“ sagte sie rasch.

„Nur einen grünen Polizeiwagen“, sagte ich, „er steht drüben an der Kreuzung.“

„Dann können wir nicht hinaus“, sie preßte meine Hand.

„Hören Sie, Kathie“, sagte ich leise, „wenn uns die Polizei festnimmt, werden wir bestimmt getrennt vernommen. Niemand wird mir nur einen Augenblick glauben, daß ich von Ihnen überhaupt nichts weiß.“

„Haben Sie nicht selbst etwas zu verbergen?“ sagte sie. „Ich hörte im Hause, Sie hätten irgendwelche Geschichten begangen und wollten bei uns untertauchen.“

„Was haben Sie hinter den vergitterten Fenstern auf der Maschine geschrieben?“

„Müssen Sie mich denn quälen, Karl?“

„Ich muß es jetzt wissen. Übrigens habe ich keine Geschichten begangen, sondern geschrieben und veröffentlicht. Vielleicht sollte ich jetzt doch jemand draußen ein Zeichen geben.“

„Sie wollen mich der Polizei verraten?“

„Es ist nicht die Polizei, Kathie. Es ist ein grauhaariger Mann und eine Frau in Schwarz, sie stiegen vorhin aus der schwarzen Limousine, und seither beobachten sie unauffällig die beiden Omnibushaltestellen.“

„Ist das wahr? Also gut, ich habe dort Berichte geschrieben.“

„Was für Berichte?“

„Damals, als ich diese Stelle annahm, konnte ich ja nicht wissen, daß ich solche Berichte schreiben mußte und das Haus nicht verlassen durfte. Die Berichte wurden chiffriert geschrieben, es handelte sich um militärische Dinge.“

Hinter uns kletterten die Hemdsärmeligen lärmend in die Kabine. Die Türen wurden zugeschlagen, der Motor sprang an und fuhr vom Platz herunter und aus der Ortschaft hinaus, und als die Asphaltdecke begann, ließ das Gerütel nach. Ich war wieder aufgestanden und blickte vorsichtig über die Rückwand

hinaus, aber es folgte uns kein Wagen, und dann näherten wir uns einer Brücke und fuhren über einen hellgrünen Fluß. Hinter der Brücke bog der Lastwagen rechts ab, und als ich die Reihe der hohen Pappeln sah, erinnerte ich mich an einen Sommer vor drei Jahren, und dann wußte ich plötzlich, wo wir waren. Ich kletterte auf die Dachpappe und klopfte gegen das Rückfenster, sie hörten mich nicht, und ich klopfte stärker. Dann drehte sich ein Gesicht zur Scheibe, und ich machte das Zeichen, anzuhalten. Der Wagen bremste auf der Uferstraße, ich kletterte hinunter und fing sie auf, als sie herunterkam, dann ging ich nach vorn und reichte dem Fahrer ein neues Päckchen Zigaretten hinauf. Er nickte grinsend, kuppelte aus und der Lastwagen fuhr dröhnend weiter. Wir liefen aus der Staubwolke.

„Karl“, sagte sie und klopfte den Staub vom Kleid, „wo wollen Sie denn bloß hier hin?“

„Wenn wir bis zur letzten Pappel geh'n“, sagte ich, „können wir uns endlich ausruhen und etwas erfrischen und auch eine Stärkung bekommen.“

Ich war schließlich nüchtern seit der Früh und rechnete damit, daß Sie in Ihrem Blockhaus säßen und diesen Überfall entschuldigen würden.

Ich glaube, jetzt habe ich Ihnen alles erzählt.“

Er grinste, fuhr sich über den kahlen Schädel und nahm die schwarze Hornbrille ab.

„Immerhin allerhand“, sagte er. „Aber hier ist Platz genug, dreieinhalb Räume. Mein neues Buch vor zehn Tagen fertig. Ich warte jetzt auf die ersten Korrekturfahnen. Noch Kaffee?“

„Ich habe schon fünf Tassen getrunken und Ihren Schinken aufgegessen. Nur, ich kann Sie mit dieser undurchsichtigen Angelegenheit nicht auch noch in Schwierigkeiten bringen.“

„Aber wieso denn? Das Mädchen ist jung und bildhübsch, in solchen Angelegenheiten sollte man zunächst einmal dem Natürlichen sich anvertrauen...“

Draußen, im Vorraum, klingelte das Telefon. „Bitte entschuldigen Sie einen Augenblick“, sagte er und stand auf und ging hinaus.

Ich hörte ihn draußen sprechen und öffnete die Tür zum Neben-zimmer. Ich hatte sie nicht wecken wollen, aber jetzt war sie wach und setzte sich auf, ihr Gesicht war vom Schlaf gerötet, und sie lächelte mich etwas verlegen an. Die Couch stand unter dem Fenster, neben dem vollgestopften Büchergestell. Ich setzte mich auf die blaue Decke und streichelte ihre Hände, sie zog sie zurück und legte die Arme um meinen Hals, und wir küßten uns, und ich vergaß, daß man mich herausgefordert hatte.

Nebenan wurde ein Stuhl gerückt. Ich stand auf, und in ihren schwimmenden, braunen Augen sah ich jetzt etwas, das ich erst später verstand. Ich ging hinaus, schloß die Tür und setzte mich an den Kaffeetisch.

„Folgendes“, sagte er. „Ich trinke hier gelegentlich mit dem Gendarmeriemeister ein Bier in der ‚Alten Post‘. Er rief soeben an und fragte, ob ich etwas von zwei Personen wüßte, Fremden, die vor zwei Stunden am Fluß gesehen worden sind. Er gab mir die Beschreibung von Ihnen und Ihrer Begleiterin. Ich versprach ihm, etwas aufzupassen.“

„Sagte er Ihnen, worum es sich handelt?“

„Um einen Spionagering. Man hat am Nachmittag die ‚Zentrale‘ entdeckt, es ist das Haus, von dem Sie mir erzählt haben. Es wurde durchsucht, und gefunden wurde ein Haufen verkohlter Papiermassen. Die Insassen waren entkommen.“

„Sie hat diese Stelle dort ganz bestimmt ahnunglos angenommen.“

„Wissen Sie das bestimmt“, sagte er, „oder glauben Sie das nur?“

„Sie wird uns wohl jetzt alles sagen müssen. Bitte, kommen Sie mit“, sagte ich.

Ich klopfte an, aber sie antwortete nicht. Dann öffnete ich die Tür und sah zuerst das geöffnete Fenster. Die blaue Decke lag zusammengefaltet auf der Couch. Ich zog mich aufs Fensterbrett, und er zog mich am Arm zurück.

„Lesen Sie erst mal diesen Zettel dort“, sagte er und deutete auf das Büchergestell. Der Zettel lehnte an den Bücherrücken. Ich las:

„Lieber Karl, gib mir bitte 24 Stunden Zeit. Wenn du mich dann noch wiedersehen willst, schreibe mit bitte unter Katharine, postlagernd, nach Traunstein. Verzeih. Deine dankbare Kathie.“

Er las den Zettel und sagte: „Sie sollten jetzt einen Schnaps mit mir trinken.“

Er öffnete am Kaffeetisch eine Flasche Doppelwacholder. Wir tranken aus, und er schenkte nach.

„Tut mir leid, daß ich Ihnen solche Ungelegenheiten...“

„Aber hören Sie doch auf“, unterbrach er mich, „trinken Sie leer, und dann gehen wir etwas Vernünftiges essen.“

Ich rauchte noch eine Zigarette.

„Selbst wenn Sie ihr schreiben“, sagte er, „ich weiß nicht, ob sie Ihnen antworten wird. Oder noch antworten kann.“

Er hörte mich seufzen. Er nickte. Er hatte sich nicht getäuscht. Ich bekam aus Traunstein keine Antwort mehr.



Coca-Cola-Kapitalismus?

Als wir in der Nacht um 12.00 Uhr noch einen Blick in den Aufenthaltsraum der „Runöskolan“ warfen, zeugte eine Batterie leerer Flaschen von einem feuchtfrohlichen Abend. Bei näherem Hinsehen entpuppten sich die „Geleerten“ jedoch als harmlos. Cola – Sprudel – Limonade! In der schwedischen Gewerkschaftsschule der LO gab es keinen Alkohol, kein Bier, „no Snaps“, wie unser Freund aus Großbritannien feststellte. Aber was tut's! Wenn Gewerkschafter aus sieben Ländern eine Woche zusammenkommen, bedarf es keiner geistigen Hilfsmittel. Da ist ohnehin Stimmung.

„Handels“, wie die Schweden ihre Gewerkschaft der Handelsangestellten kurz und bündig nennen, hatte 24 Kolleginnen und Kollegen zu einer Studienkonferenz der „Internationalen Arbeitsgemeinschaft der Angestelltenjugend“ eingeladen. Drei vom DGB waren mit dabei.

Der Reiz vieler, durcheinanderschwirrender Sprachen bei den Mahlzeiten, bei gemeinsamen Abendrunden und Spaziergängen wurde während der Arbeitsstunden natürlich manchemal zu einer Bürde. Aber mit einem gutwilligen Dolmetscher und den eigenen ein wenig in Vergessenheit geratenen Sprachkenntnissen ging's dann doch ganz gut. Das nahm alles viel Zeit in Anspruch – gewiß – aber im Endeffekt hatte man komischerweise doch viel Neues gelernt. Neues über Schweden, seine Sozialpolitik, seine Jugend, seine Gewerkschaften, seinen Arbeitsmarkt. Neues auch über den IBFG, über Gewerkschaften in Entwicklungsländern und die IAAJ.

Auch das „Wunderland“ Schweden hat seine Probleme. Natürlich gibt es Vollbeschäftigung – aber es ist nicht immer leicht, für den Ausgleich zu sorgen. Im Norden des großen und schwach bevölkerten Landes mangelt es an Arbeit, im Süden sind die Arbeitskräfte knapp. Zwar zieht es viele „Nordländer“ in den Süden, aber um eine wirkliche Harmonisierung zu erreichen, müßten im Norden neue Arbeitsplätze entstehen. Doch ohne besonderen Anreiz verspürt kein Unternehmen den Drang zum Norden. Weite Transportwege, ungünstige klimatische Bedingungen werden nur in Kauf genommen, wenn dafür zumindest erhebliche Steuerermäßigungen winken. So heißt eine der Aufgaben für den Staat: eine bessere Arbeitspolitik.

Uns allen ist das Anwachsen der Beschäftigtenzahl im Dienstleistungsgewerbe geläufig. Wir wissen auch, daß dieser Wirtschaftszweig sehr schlecht rationalisiert werden kann. Allerdings ließe sich auf diesem Gebiet von den Schweden doch noch einiges lernen. Der gesamte Handel wurde dort innerhalb von zehn Jahren so schnell und durchschlagend rationalisiert, wie man es sonst nur von Industriebetrieben kennt. So ist seitdem kein Anwachsen der im Bereich des Handels tätigen Beschäftigten mehr festzustellen.

Uns sehr geläufige Probleme, die man eigentlich in Schweden nicht vermutet, gibt's auch. Die weiblichen Arbeitskräfte gehören auch hier zum Fußvolk der Arbeitnehmer, wenn ihnen auch rechtmäßig der Aufstieg offensteht. Jede vierte Arbeiterin arbeitet in untergeordneter Stellung. Gleicher Lohn für gleiche Arbeit ist auch hier noch ein Ziel. Es soll bis 1965 erreicht werden.

Wenn es um Fragen der Jugend ging, waren die Schweden ein wenig mit Komplexen behaftet. Ohne daß wir mit einer vorgefaßten Meinung gekommen waren, hieß es doch immer: Die schwedische Jugend hat im Ausland keinen guten Ruf. Man wirft ihr hohen Alkoholkonsum, hohe Selbstmordfrequenz und starke Kriminalität vor. Man bemühte sich eifrig, Beweise zu bringen, daß Schweden in diesen Punkten keine negative Spitzenstellung einnehme. Nun, wir kennen aus eigener Erfahrung, wie Krawalle einiger kleiner Gruppen von Sensationspresse und cleveren Zeitungsleuten zu „Jugendproblemen“ aufgebauscht werden. Bei uns werden „Versagen des Elternhauses“ und „fehlende Nestwärme“ oft zum Schlagwort, wenn man nach Gründen

und Ursachen für das Fehlverhalten mancher Jugendlichen suchte. In Schweden machen bestimmte Kreise gern den Wohlfahrtsstaat verantwortlich, von Osten zeigt man warnend auf die schwedische Jugend und sagt: „Zuviel Coca-Cola-Kapitalismus“. Von Westen hört man: „Zuviel Sozialismus“. Wie dem auch sei, fest steht jedenfalls, daß sich das Gros der schwedischen Jugend durchaus interessiert zeigt an dem, was in ihrem Staate vorgeht. Die Wahlbeteiligung der jungen Menschen stieg auf über 80 v. H. (21 bis 29 Jahre). 60 v. H. dieser Stimmen gingen bei der Parlamentswahl 1960 an die Sozialdemokraten. Auch in internationalen Fragen ist die Jugend aktiv. Sie forderte als erste, daß 1 v. H. des Nationaleinkommens für die Entwicklungsländer bereitgestellt werden sollen. Sie ergriff die Initiative zu einem

erfolgreichen Konsumentenboykott gegen Südafrika.

Natürlich interessierten auch Fakten über die Gewerkschaften, die in Schweden eine mächtige Organisation darstellen. Obwohl es keine „closed shop“ nach amerikanischem Muster gibt, ist es für einen schwedischen Arbeiter fast selbstverständlich, der Gewerkschaft anzugehören. Trotzdem gibt es auch noch Berufsgruppen mit einer geringen Organisationszahl, und zwar überall da, wo in kleinen Betrieben nur wenige Arbeitnehmer beschäftigt sind. (Forstwirtschaft, Handel und andere Dienstleistungsbetriebe.) Wir, die wir alle Vertreter der Angestelltenjugend waren, kannten diese Schwierigkeit nur zu gut.

Heiß und lebhaft wurde die Diskussion beim Thema Entwicklungsländer – Entwicklungs-

hilfe. Helmut Braun, der Vorsitzende der Internationalen Arbeitsgemeinschaft der Angestelltenjugend, appellierte an alle Teilnehmer sich in ihren Verbänden für eine bessere Aufklärungsarbeit über die Entwicklungsländer einzusetzen.

Voll des Lobes über die gute Organisation dieser internationalen Arbeitstagung, volle Anerkennung für gute Referenten, voller Dank für eine schöne Besichtigungsfahrt und einen gelungenen Abschiedsabend fuhren die Teilnehmer nach Hause – zurück nach Holland, Deutschland und Österreich, zurück nach England, Dänemark und Norwegen.

Inge Lenders



Bitterer Reis in Südspanien

Sie heißt Mercedes und ist 17 Jahre, jung, schwarzäugig und wohlproportioniert. Wie alle Mädchen im sonnigen Spanien träumt sie von früher Heirat und vielen Kindern, von häuslichem Glück.

Im Frühjahr, wenn die heiße Jahreszeit fast ohne Übergang mit Macht und Sonnenglut in das Land einfällt, kommt morgens der Lkw und sammelt die jungen Mädchen, die jungen Frauen ein. Pepita und Mercedes, Maria del Pilar, Carmen und Conchita haben ihre schlechtesten Kleider angezogen, den Sonnenhut aufgestülpt und klettern lachend und schwatzend auf den Lastwagen. Sieben aus diesem Dorf, fünf aus dem nächsten...

Draußen, bei den Reisfeldern, krepeln sie die Ärmel hoch, schürzen die Röcke; Saisonarbeit wird gut bezahlt. Aber was heißt in Spanien „gut bezahlt“, zumal für eine Frau? 50,— DM im Monat, wenn's hoch kommt, das Doppelte.

Der Reis, der im Süden und Osten des Landes, nahe der schönen Küste, aber abseits vom Touristentrubel angebaut wird, will „am Kopf kochen und an den Beinen frieren“. Den Mädchen geht es nicht anders. Sie stehen ohne Schuhe knöcheltief im Wasser und verziehen die winzigen grünen Hälmmchen, die so kostbar sind. Die meisten haben sich Strümpfe übergezogen, Strümpfe, die den ganzen Tag nass sind. Spaniens Sonne aber brennt ihnen Arme und Beine tiefbraun; ein dunkles Tuch schützt den Nacken. Gegen den schmerzenden Rück-

ken hilft nichts. Nur die Gewohnheit. Sie stehen in dichter Reihe nebeneinander und zupfen Hälmmchen zu Bündeln. Später werden sie in die einzelnen, sorgsam gewässerten Felder gesetzt. Die Aufseher gehen auf schmalen, trockenen Stegen einher, kontrollieren die Fixigkeit der Arbeiterinnen, die Dichte der versetzten Pflänzchen.

Mercedes ist eine der Tüchtigsten, eine der Fröhlichsten. Sie schwatzt noch, wenn die anderen längst über Rückenschmerzen stöhnen und verstummt sind.

Gegen Mittag, wenn die Hitze sich ins Unerträgliche steigert, lagern sich die Mädchen und Frauen für eine Stunde oder zwei in den Schatten der Olivenbäume, die staubgrau sind oder am nahen Brunnen. Dann geht es weiter im Akkord. Saisonarbeit ist kurz, und die Chance für eine Frau, Arbeit zu finden, ist denkbar gering. Spanien hat mehr Arbeitskräfte als Arbeitsplätze. Darunter müssen vor allem die Frauen leiden. Neun Millionen berufstätige Männer, aber nur zwei Millionen berufstätige Frauen.

Ein Landarbeiter verdingt sich für 6,— DM am Tag. Aber es gibt nicht alle Tage Arbeit.

Mercedes kennt es nicht anders. Was weiß sie schon von den staatlichen Plänen, das trockene, heiße, von breiten Rissen durchzogene Land zu bewässern, eine rigorose Bodenreform durchzuführen, Straßen und Brunnen und Staudämme zu bauen? Das alles ist fern, das alles geht sie nichts an. Wichtig wäre ihr nur,

wenn die Zahl der Reisfelder vergrößert würde, wenn die Saisonarbeit sich um ein paar Tage verlängern ließe. Das übrige kümmert sie nicht, ist keinen Gedanken wert.

Aber es wäre ein Trugschluß zu glauben, daß Mercedes nicht fleißig sei. Ah, wenn sie könnte, würde sie jeden Tag auf die Reisfelder fahren. Lebte sie in der Stadt und hätte die Möglichkeiten wie bei uns – vielleicht übernähme sie noch einen „zweiten“ Job; so wie José, ihr „novio“. Er ist Maler von Beruf, aber verdingt sich auch als Straßenarbeiter, wenn diese Arbeit gerade gefragt ist.

100,— DM im Monat? Das ist bitter wenig. Doch reicht die Kaufkraft dieses Geldes für die lebensnotwendigen Dinge, wie Miete, Lebensmittel, Textilien und Schuhe weiter als bei uns. Ein Rundfunkgerät, ein Auto oder ein Kühlschrank sind dagegen wesentlich kostspieliger als bei uns.

Doch Mercedes träumt nicht von Kühlschrank und Fernsehgerät; sie denkt an ein bescheidenes Häuschen am Dorfrand, ein Zimmer und Küche... José und schwarzäugige Kinder, zahlreich wie Orgelpfeifen. Sie bringt ein paar Ersparnisse mit in die Ehe, in eine Ehe, die erst geschlossen werden soll, wenn das Notwendigste da ist. Ein paar Ersparnisse, mühsam erarbeitet in den nassen Feldern, auf dem der Reis wächst... Reis, „dessen Kopf in der Sonne kocht und dessen Beine frieren...“

Text und Foto: Ilse Jänecke

er Inte
Ang
nehme
ere A
sländ

nisati
, voll
er Da
d ein
ie Te
Hollan
k na



In solchen Unterkünften wohnen nicht nur „Asoziale“, aber wer hat die Kraft, nach 2, 5, 7 Jahren vergeblichen Hoffens auf eine bessere Unterkunft nicht „asozial“ zu werden?

Fips war auf dem Wohnungsamt

Es nähert sich die Zeit, wo in der Bundesrepublik keine Wohnungsnot mehr besteht“, ich hör's von dem, der es am besten wissen muß, dem Bundesminister für Wohnungsbau, ich höre es mit Freuden, ich frage mich nur: „wann?“

Ich suche. Wie fängt man's an? Gewiß hilft das Wohnungsamt! Wozu ist es denn da? Ich telefoniere: „Was muß ich tun, um eine Wohnung zu bekommen? Welche Funktion hat dabei das Wohnungsamt?“

„Sie müssen sich jedenfalls im Wohnungsamt melden. Kommen Sie her, dann erfahren Sie alles Weitere.“

Ich sitze wartend vor der Tür „meines Buchstabens“ im Wohnungsamt und erfahre das Weitere.

Ich höre nach links: „Wir kriegen eine Wohnung aus dem Lastenausgleich, wir suchen seit fünf Jahren.“

Ich höre nach rechts: „Ich komme für meinen Sohn. Der wohnt bei mir. Seine Frau wohnt mit dem Kind bei der Schwiegermutter. So kann das doch nicht weitergehen!“

Sind das vielleicht Leute, die ihr Geld nicht „zusammenhalten“ können, die aus eigener Schuld...? Ich schiele nach links: eine ordentlich gekleidete junge Frau; ich schiele nach rechts: eine sorgsam gepflegte ältere Dame: „Bürgerliche“.

„Mein Sohn schläft an einer Wand, die ist schimmelig“, sagt die junge Frau, „wir können nicht mal richtig lüften.“ Die Antwort des Wohnungsamtes: „Wir können Ihnen nicht helfen. Das vierte Familienmitglied muß erst da sein.“ Also – setzt endlich ein zweites Kind in eure Schimmelbude, denn der „Notstand“ – und damit der Beginn einer Möglichkeit, eine Wohnung aus dem sozialen Wohnungsbau zu vermitteln – besteht für das Wohnungsamt erst, wenn vier Personen in einem Raum wohnen oder bei Räumungsklage, wenn sich dazu ein geringes Einkommen gesellt. „Nur“ drei Personen in einem Raum sind kein Notstand, es sei denn bei einer offenen Tb! Also – habt Tb und ihr habt mehr Raum.

Wie groß wird der Raum werden für eine junge Familie mit vier Personen?: Zwei Zimmer, Küche, Diele, Bad.

Aber wenn der Familienvater noch Student ist, steht ihm ein zusätzlicher Studienraum zur Verfügung?

Keineswegs.

Aber wenn er freiberuflich sein Geld verdient, doch sicher ein Arbeitsraum; natürlich, er muß doch ein Recht auf Arbeit und damit auf Arbeitsraum haben?

Nichts da! Von Freiberuflern wird einfach erwartet, daß sie genug Geld verdienen, um sich selbst ohne Hilfe aus öffentlichen Mitteln eine Wohnung zu verschaffen – obwohl die so glücklich geschätzten Freiberuflern zuweilen ein Drittel des Gehaltes ihrer „festen“ Kollegen verdienen. Und was kostet eine solche Wohnung? Etwa DM 150,- Monatsmiete. (Es gibt auch welche – mit Müllschluckern und ähnlichem Komfort – bis zu DM 230,-.)

Wer darauf nicht warten will und „Eigeninitiative“ ergreift, wie vom Wohnungsamt empfohlen wird, darf auf dem Wohnungsmarkt in der Stadt mit DM 4,50 bis 5,- je m² rechnen, das sind bei 80m² also etwa DM 400,-! Also, da warten wir lieber.

Warten! 5 Jahre Wartezeit sind hier ein „Nur“. In der Wohnungsamtkartei verstauben Karten mit den Wartebeginn Jahren 1951, 1955, 1957...! Und meistens sind das keine Karten von Einzelpersonen.

Junger Mann mit ersten Absichten

Es erscheint ein ziemlich trüb dreinschauender junger Mann mit Heiratsabsichten – er wollte es nicht, aber nun kommt's „auf ihn zu“ – und sucht Hilfe. Bei seiner Firma hat er sich eintragen lassen und ist dort der x-hundertste Wohnungsanwarter. „Bei uns fehlen 30000 Wohnungen“, tröstet das Wohnungsamt, „melden Sie sich halt mal an, aber verlassen Sie sich nicht auf unsere Hilfe.“ Also, warten hilft wenig, aber vielleicht kann uns das Wohnungsamt unterstützen?

Eine junge Frau kommt, begleitet von einem etwa vierjährigen Sohn. Sie wünscht vom Wohnungsamt die Bescheinigung, daß sie in einer Notunterkunft wohnt: seit fünf Jahren mit Mann und Kind in einem Raum bei der Schwiegermutter. Vergebens kommt sie, denn das ist keine „Notunterkunft“. Eine Notunterkunft ist eine ausgebaute Garage, ein Stall oder so etwas.

Also, dann machen wir's eben allein! Gib die Zeitung her: Hoffnungsvolle Zeitungsspalten voller schöner Wohnungen, – was willst du mehr?

Aber die Preise! Und die „Kautionen“! Was wollt ihr mehr? Hoffnungsvoll! Und dann heißt es da: „Nur für Erwachsene“, „für älteres Ehepaar“ usw., in einem Satz: nur für Absterbende, Fortpflanzung untersagt.

Hoffnungsvoll!

Wir wollen uns jedenfalls einmal vormerken lassen beim Wohnungsamt, denn wenn es

auch nicht helfen kann – die Überwachung, die Zuteilung der Altbauwohnungen und der Wohnungen aus öffentlichen Mitteln steht ihm noch zu in den sog. „schwarzen Kreisen“. Und je eher wir uns melden, desto rosiger sind die Aussichten. Vielleicht finden wir ja doch schon eine Wohnung in den nächsten fünf Jahren. Und dann soll sie uns wahrhaftig nicht entwischen, weil wir zu weit hinten stehen in der Warteliste!

Streng geheim

Jeder Bundesbürger kann sich ab 18 Jahren vormerken lassen als Wohnungssuchender. Er hat dann die Aussicht, ein guter alter Bekannter des zuständigen Wohnungsamtsbeamten zu werden und im Lauf der Jahre freundschaftlich begrüßt zu werden: „Na, Herr Müller, wie ist es? – Nein, leider immer noch nichts...“ Und dann hört er vielleicht zuweilen aus „berufenem Mund“ den Stoßseufzer: „Minister Lücke sollte doch nur einmal, nur einen einzigen Vormittag lang, an meinem Tisch sitzen im Wohnungsamt!“

Solche Stoßseufzer in die Öffentlichkeit dringen zu lassen, ist den Wohnungsamtsbeamten allerdings untersagt. Kürzlich noch mußten sie ein Schreiben unterzeichnen, daß sie der Presse, d.h. also der Öffentlichkeit, jede Auskunft vorenthalten müßten über dies Problem, das die Öffentlichkeit wahrhaftig interessieren dürfte. Aber mit Darstellungen aus der Wohnungsamtsnot würde der leuchtend weiße Lückeplan allzusehr angeschwärzt. Der Wohnungsbauminister hat wohl kaum je an einem solchen Wohnungsamtstisch gesessen; darum konnte er so unbeschwert an seinem grünen Tisch mehr als die Hälfte der Stadt- und Landkreise der Bundesrepublik weiß machen, d.h. zu „weißen Kreisen“ erklären.

In diesen „weißen Kreisen“ ist das Wohnungsamt nur noch zuständig für die Aufsicht von Barackenräumung, Räumung wegen dringenden Abbruchs u.ä. und Überweisung der Betroffenen in Wohnungen aus öffentlichen Mitteln. Während in den „schwarzen Kreisen“ die Wohnraumbewirtschaftung für Altbauwohnungen und Wohnungen aus öffentlichen Mitteln noch besteht, soll die Zwangsbewirtschaftung von Altbauwohnungen in den weißen Kreisen bis zum 1. November aufgehoben werden. Ein Jahr später wird es in diesen Kreisen überhaupt keine Miethöchstgrenzen für Altbauwohnungen mehr geben, und manche Vermieter üben sich heute schon erfolgreich

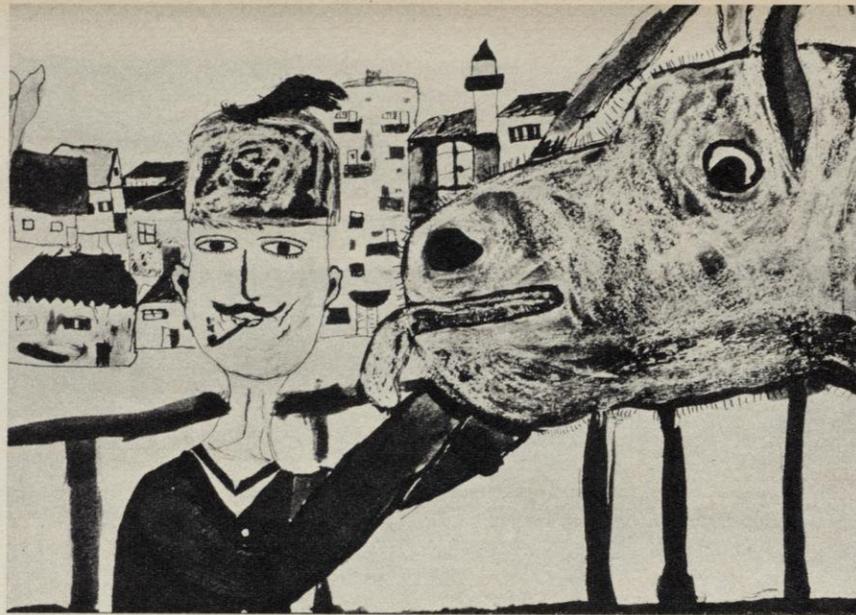
im rapiden Aufblasen ihrer Mietpreise um 100, 200 ja, in einem Rekordfall um 900 v.H. ihres bisherigen Umfangs! Der Mieterschutz – etwa für Familien, die diesen Wucher nicht bezahlen können – ist zusammen mit der Zwangsbewirtschaftung aufgehoben. Und von dem neuen „sozialen Mietrecht“, das an seine Stelle treten soll, sagt der Geschäftsführer des deutschen Mieterbundes: es sei eine Lüge, zu behaupten, daß es ein soziales Mietrecht sei. Während sich die Beamten des Wohnungsamtes heute mit oft erfinderischer Hartnäckigkeit bemühen, ihre Klienten aus Notunterkünften endlich doch noch in menschenwürdige Behausungen einzuweisen, sorgen sich verschiedene Gemeinden schon um die zu erwartende neue Obdachlosenflut derer, die den Zinswucher nicht bezahlen können. Wer einmal in das Schicksal von Obdachlosen hineingesehen hat, weiß, daß sich mit dem Eintritt in diese „Kategorie“ ein Kreis öffnet und wieder schließt, aus dem herauszukommen, heil herauszukommen, oft sehr, sehr schwer ist: ein Teufelskreis. Es scheint für viele eine soziale „Schande“, in Baracken und Übergangshäusern zu wohnen. Die Betroffenen wehren sich anfangs gegen das Kollektivurteil ihrer Umwelt, das sie abwertet, und schämen sich zugleich – bis sie eines Tages resignieren.

So optimistisch möchten wir auch sein

Minister Lücke will mit der Zauberformel der „freien Marktwirtschaft“ die Notbaracken durch neue Wohnungen verdrängen. Aber selbst Parteifreunde warnten ihn vor diesem Wunderrezept, mit dem freien Markt den Wohnungsbau weiter ankurbeln zu wollen in der überhitzten Bauwirtschaft. Stadt- und Gemeindevertreter weisen außer den Mietern darauf hin, daß die Grundlagen zu Lückes Wohnraumstatistik, auf Grund derer er den Abbau der Wohnungszwangswirtschaft vornimmt, falsch oder verzerrend vereinfachend sind. Und wenn die Wohnraumverantwortlichen in den heute noch „schwarzen Kreisen“ daran denken, daß nach Lückes frohgemutem Optimismus der letzte schwarze Kreis bis zum 31. Dezember 1965 weiß gemacht werden soll, dann wird es ihnen ziemlich schwarz vor Augen!

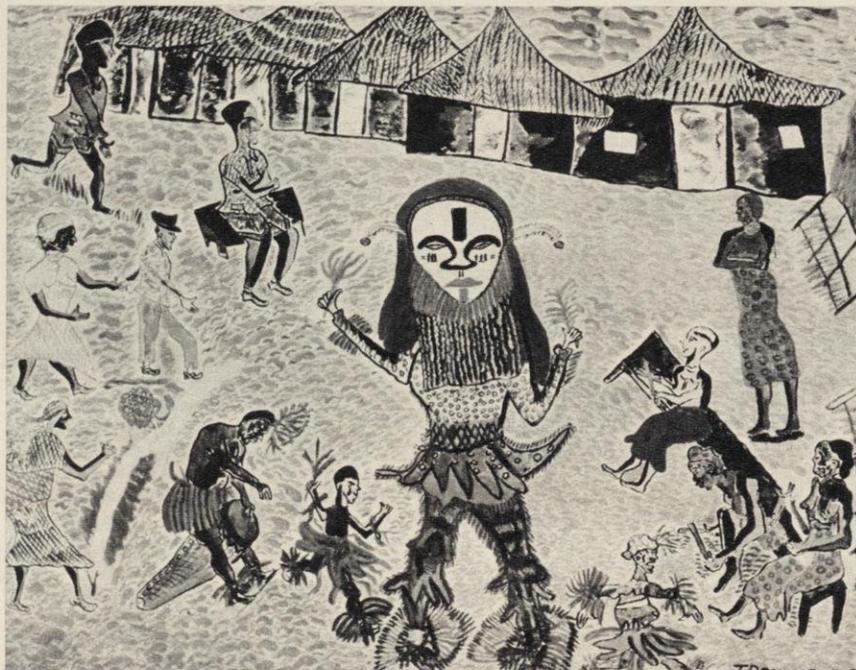
Fips

Kinder malen in aller Welt



Spuzic Hadera, Jugoslawien

Jean Marcel Ibouanga, Gabun



J. Bushelle, Großbritannien



Unter dem Protektorat der polnischen UNESCO-Kommission schrieb Radio Warschau im Jahre 1960 einen internationalen Wettbewerb für Kinderzeichnungen und -malereien aus. Das Thema lautete: „Meine Heimat“. Freigestellt waren Motiv, Technik und Größe der Bilder. Insgesamt 105278 Arbeiten von Kindern bis zu 16 Jahren aus mehr als 80 Staaten wurden eingesandt. Welch unvorstellbare Arbeit, aus diesen Bergen von Malereien und Zeichnungen nun die besten herauszusuchen! Die besten? Nach welchen Gesichtspunkten kann „Kinderkunst“ juriiert werden – nach Originalität, technischer Perfektion, Stil, Komposition, Reife, Naivität der Aussage, Schönheit der Bilder, Kindlichkeit? Schließlich entschied sich die Warschauer Jury für 887 Blätter und prämierte sie mit Gold-, Silber- und Bronzemedailles sowie mit lobenden Auszeichnungen. Mag man über künstlerische Preisausschreiben unter Kindern von erzieherischem Standpunkt aus verschiedener Meinung sein, die Ergebnisse dieses UNESCO-Wettbewerbes sind frappierend; und die Ausstellung von 200 ausgewählten Malereien aus 64 Staaten, die nun von Land zu Land wandert (bisher sah man sie in Polen, den skandinavischen Staaten, Frankreich, Rumänien, Österreich und der Bundesrepublik Deutschland), läßt die Schäden für das Kind vergessen, die man durch übertriebenen „Starkult“ oder Propagierung einer „Totohaltung“ unter Umständen befürchtet.

Mit Vergnügen stehen Schulklassen vor den preisgekrönten Bildern gleichaltriger „Kolleger“, zeigen oft ein echtes Urteil oder hängen dem Kitsch – denn auch dieser wurde wohl aus diplomatischen Gründen zugelassen – ebenso begeistert nach.

Die Ausstellung, für deren Organisation in Deutschland die deutsche UNESCO-Kommission verantwortlich zeichnet, vermittelt aber nicht nur momentane Erlebnisse, Freude am Dargebotenen, sondern gewährt – fast möchte man sagen: wissenschaftliche Erkenntnisse, Rückschlüsse auf die Seele des Kindes, auf die von Nationen und deckt mitunter sogar schädliche Einflüsse von Umwelt und Erwachsenen auf.

Darüber hinaus erhält man – über die Statistik dieser internationalen Schau – auch in politischem Bereich vielsagende Aufschlüsse.

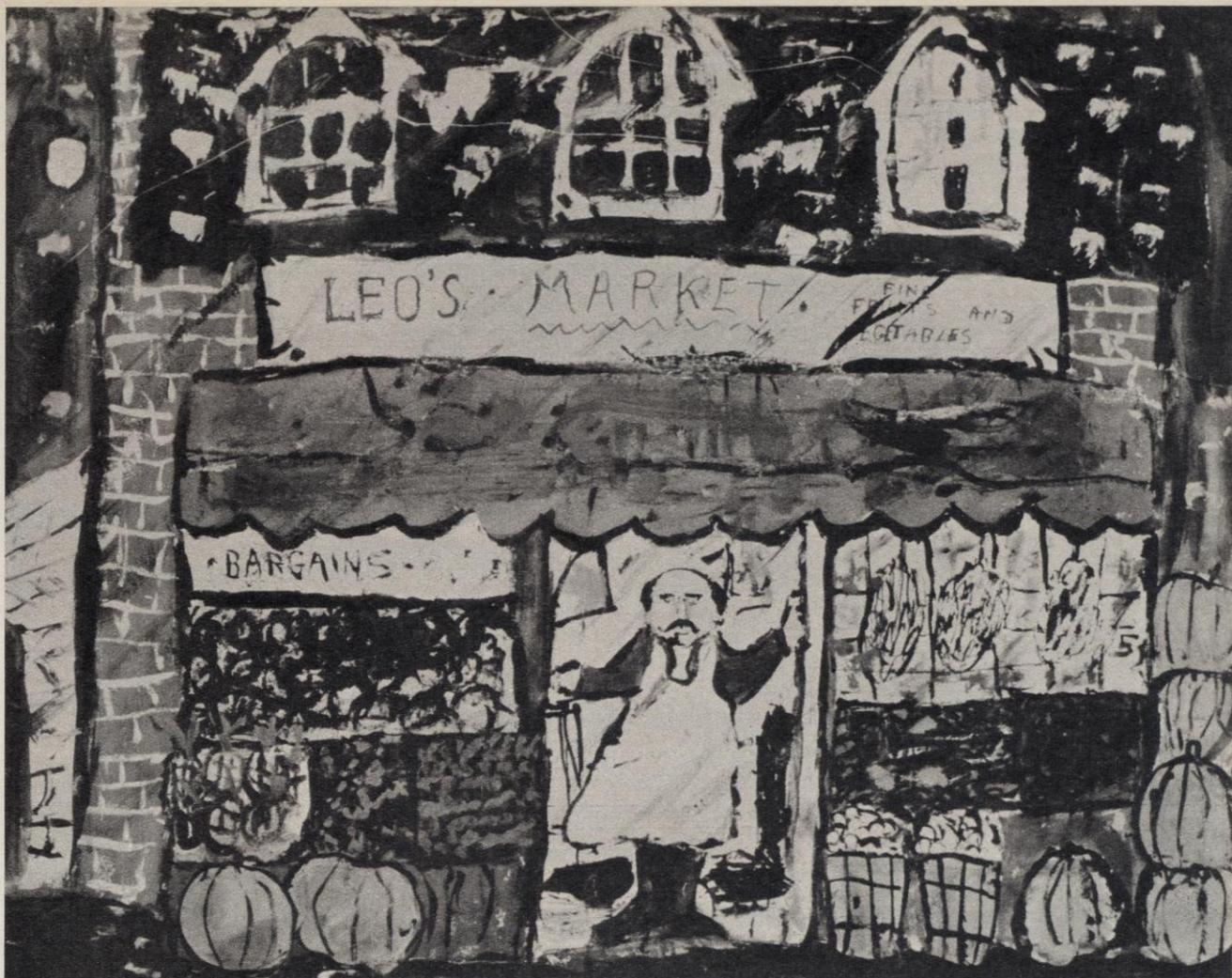
Daß Polen, als Organisationsland, mit 19000 beteiligten Kindern am stärksten vertreten ist, konnte man sich denken. Daß aber Schweden und Dänemark kaum hinter der Sowjetunion zurückstand, ist erstaunlich. An fünfter bis siebenter Stelle folgen Japan, Norwegen und Finnland, Staaten also, die keineswegs zum Ostblock gehören, mit dem veranstaltenden Polen somit politisch nicht verbunden sind. Erst danach kommt Mitteldeutschland mit 3482 Einsendungen, das in der bundesdeutschen Ausstellung übrigens mit den Bildern westdeutscher Kinder in einer Gruppe „Deutschland“ zusammengefaßt wurde. Daß die Bundesrepublik mit nur 506 Blättern vertreten war, obwohl die deutsche UNESCO-Kommission sich um die Beteiligung hiesiger Schüler sehr bemüht hatte, läßt ebenfalls tief blicken.

Japan, das seit dem Kriege seinen Kindern eine freie musische Erziehung garantiert, damit sie sich nach eigenen, nicht aufgezwungenen Gesetzen entwickeln, trug fast die Hälfte der Medaillen nach Hause. Trotz der im Osten herrschenden Diktatur des sozialistischen Realismus hat man in Warschau also die un-doktrinären Leistungen anerkannt.

Nimmt man das, was gemalt wurde, nicht den Stil, als Auskunft über die Länder, so kann man die Herkunft der Bilder oft ergründen. In verschiedenen Darstellungen ist das Wasser wichtig: In Schweden bildet das Meer den Hintergrund für eine musizierende Strandkapelle, während in einem Landschaftsbild aus Saudiarabien der lebenswichtige Brunnen zum Blickfang wird. Eine Bulgarin läßt ihre Menschen am Strand des (Schwarzen?) Meeres sonnenbaden; das Meer, in dem Kinder schwimmen, nimmt das gesamte Blatt der neunjährigen Australierin ein, und ein gleichaltriger Burmese malt seine Landsleute, die eben Wasser holen. In Finnland wird das Wasser unter anderem in der Sauna benötigt, wie das die Goldmedaillenträgerin Eila Mannikko in satten Farben erzählt.

Auch Berufe werden geschildert. Hier ist es nicht immer einfach, auf das Herkunftsland zu tippen. Zum Revier bekennen sich ein Pole und ein Belgier, den Straßenbau zeigt ein konstruktiv veranlagter kleiner Tscheche. In Kuba wird die Ernte von einem Traktor und einem oxchenspannten Wagen eingebracht, und ein Vietnameser geht ebenfalls der landwirtschaftlichen Arbeit nach; daß es sich wahrscheinlich um Nordvietnam handelt, mögen die Uniformen der Pioniere verraten. Zahlreiche Bauarbeiter errichten ein Haus – in einem Land des Fernen Ostens? Wir entdecken Bambusrohre und fremde Schriftzeichen (Japan); ebenso entnehmen wir der Schrift, ja dem Text, daß der Viehmarkt in Italien spielt: „Mercato delle bestie“. Bauern in der Weinlese. Hier handelt es sich um ein köstliches Aquarell aus der Bundesrepublik. Von der Mosel, vom Rhein? Manchmal geben Landschaften und Tiere vage Anhaltspunkte für die betreffende Nation: Palmen für Marokko, Rentiere für Finnland, Dromedare für den Sudan. Auf einem Bild – im Vordergrund einen Männer- und einen Pferdekopf – sehen wir ein Minarett. Wir rätseln herum, bis wir schließlich die Unterschrift lesen: Spuzic Hadera aus Jugoslawien, zwölf Jahre alt, Goldmedaille. In den Winter setzen eine sechsjährige Russin und ein gleichaltriger Kanadier ihre Szenen. Wie ein aufgeschlagenes Bilderbuch präsentiert sich uns diese Ausstellung der UNESCO.

Und dann taucht die Frage nach dem jeweiligen Stil auf. Besitzt jedes Kind eine nationale Eigenart im Bild? Etwa so, daß der kleine Inder an die traditionsreiche Miniaturmalerei seines Landes erinnert und das eben genannte japanische Aquarell an die Holzschnitte und Tuschmalereien japanischer Meister? Würden wir – wenn wir das Atomgegnerbild des elfjährigen Bushelle sehen – auf Grund des Stils auf die



Ora Simons, USA

Aja Wladimikskaja, USSR



...englische Schule schließen, und meinen wir, die siebenjährige Annie Courreges hätte in ihrer Malerei etwas Gemeinsames mit den französischen Realisten und Impressionisten?

Nichts von alledem. Was Wissenschaftler und Pädagogen in jüngster Zeit schon wiederholt festgestellt haben, wird in der UNESCO-Ausstellung aufs neue dokumentiert: Kinder unterscheiden sich in ihren Malereien und Zeichnungen wohl nach individuellem Temperament, jedoch nicht nach Volk und Rasse. Sicherlich kann das Material (Kreide, Tusche, Tempera, Bleistift, Ölfarbe, Wachsstift u. a.) dem Kinde die Hand führen und bestimmt unter Umständen also den Stil. Auch der Erwachsene - Lehrer und Eltern - übt in künstlerischer Hinsicht einen Einfluß auf das Kind aus, nicht die Hautfarbe.

Läßt man die Kleinen frei schalten und walten, so werden sie sich nicht russisch oder amerikanisch ausdrücken, sondern großflächig, konstruktiv, farbenprächtig, dezent, zeichnerisch, kleinlich, expressiv oder imitativ - und wie die musischen Eigenschaften, die im Kinde schlummern, alle heißen mögen.

Die großzügige Handhabung des Pinsels drückt sich in den Deckfarben- und Aquarellbildern der bereits genannten sechsjährigen Russin und des Kanadiers aus, der schwedischen Asa und des westdeutschen Klaus. Hingegen „preußisch genau“ erscheint uns zunächst der „Markt“ Christas, auf dem man die fein säuberlich gemalten Schildchen mit den Aufschriften „Konsum“, „Eis“, „Blumen“, „HO“, „Fische“ u. a. erblickt. Aber nicht minder Liebe zum Detail entwickeln der Junge aus dem afrikanischen Gabun und der vierzehnjährige Rabeparitra aus Madagaskar und die gleichaltrige Rumänin Jeana. Inwieweit hier allerdings die Vertiefung in die Einzelheiten vom Lehrer gewünscht wurden bzw. Ergebnisse der Reifezeit sind, ist schwer zu ergründen. Daß übrigens nicht nur unbegrenzte Phantasie, expressive Deformierung und großzügiger Umgang mit der „Perspektive“ international sind, sondern sogar Pubertätskitsch, beweisen die Blätter der vierzehnjährigen Sabia aus Pakistan und einer fünfzehnjährigen Luxemburgerin.

Nein, die künstlerischen Erzeugnisse der Kinder kann man nicht auf einen nationalen Stil festlegen. Das bedeutet vielleicht eine Chance. So nahm der Kölner Oberbürgermeister Burauen, der die UNESCO-Ausstellung in Deutschland eröffnete, in seiner Ansprache auf diese Verwandtschaft aller Kinder der Welt Bezug und gab seiner Hoffnung Ausdruck, diese künstlerische Internationalität möge auch politische Früchte tragen, damit wir - alle Nationen - endlich in Frieden leben können.

Günther Ott

Fotos: Udo Hoffmann

Hans
Fischer
sah
zu

